Zwischen Hof und Garten.

Geschichten und Novellen

von

George Hesekiel.

Erster Band.

Magdeburg.
Emil Baensch Verlag.
1854.

Seinen

liebenswürdigen Freundinnen

Catharine und Louise Smidt

widmet diese Geschichten in wahrhafter Verehrung

der Verfasser.

Inhalt.

Regina.

Eine märkische Familiengeschichte.

1. Der Rabenkrug.

Mittag war's, und beinahe senkrecht fielen die glühenden Strahlen der Junisonne in den breiten Sandweg, der durch den Wald nach dem Ordenshause führte. Tiefe Stille athmete rings, regungslos standen die glänzend grünen Fichten und Kiefern und hauchten jenen würzigen Harzgeruch aus, den ihnen nur der Sonne heißester Kuß entlockt; selbst das Gesumme der Mücken und Fliegen verstummte, und es ward so still im Walde, daß man die einzelnen Nadeln fallen hörte, hier eine, dort eine.

Ein Stück märkischer Poesie!

Und dort, wo der Sandweg ein Knie macht, da steht, rechts, hart an dem halb zugefallenen Graben, ein plumpes Kreuz von röthlichem Bruchstein; das ist mit Moos bewachsen, und Buchstaben sind hineingegraben, die Keiner mehr lesen kann; und die einzige Birke unter all dem Nadelholz hier, die neigt sich so zart und so

zärtlich über das Kreuz, als wolle sie es den Blicken Derer entziehen, die daran vorüberwandeln auf dem Sandwege zum Ordenshause.

Ein seltsames, pfeifendes Knirschen tönt durch die tiefe mittägliche Stille, und das Keuchen von Rossen wird laut; vor dem Steinkreuz aber hält alsbald eine elegante Reisekutsche mit vier Pferden bespannt. Die Rosse sind mit Schweiß bedeckt, denn die schmalspurigen Räder des nicht landüblichen Fuhrwerks schneiden zu tief ein in den losen Sand; der Bediente, der neben dem Kutscher sitzt, schläft. Eine kleine Hand öffnet von innen die Portière, und eine junge Dame steigt behende aus dem Wagen.

Und im Wagen erhebt sich eine verdrießliche Stimme, die spricht: „Aber, meine gnädigste Tante, Sie holen Sich den Sonnenstich hier in dieser Hitze!“ —

„Schweigen Sie, Fritz!“ antwortete die Dame gleichgültig und doch befehlend. „Steigen Sie aus, und halten Sie mir den Schirm!“

Ein tiefer Seufzer war die einzige Antwort auf diese Replik, dann erschien erst das rothe Angesicht, endlich die ganze Figur eines sehr wohlbeleibten Herrn, der mühsam und sichtlich höchst verdrießlich ausstieg, indeß, ohne ein Wort zu sagen, den Sonnenschirm, den er aus dem Wagen nahm,

öffnete und über das Gesicht der Dame hielt. Die Dame zeichnete stehend das Steinkreuz am Wege mit der Birke darüber und der blauen campanula davor und dem pittoresken Hintergrund der düstern Fichten in ihr Taschenbuch — eine kleine flüchtige, aber zierlich-saubere Crayonskizze. Während des Zeichnens sagte die Dame, ohne den schirmhaltenden Herrn anzusehen: „Sie müssen heut sehr zufrieden sein mit mir, Fritz; es ist schon das dritte Mal, daß ich Ihnen Gelegenheit gebe, mir gefällig zu sein!"

„Ja, sehr zufrieden," antwortete der Neffe mit kläglicher Stimme und trocknete mit der Linken die glühende Stirn, „sehr zufrieden, gnädige Tante!"

Beim Tone dieser kläglichen Stimme wendete sich die Dame um und ließ aus ihren hellen, großen Augen einen schalkhaften Blick auf den stöhnenden Cavalier fallen — es lag eine allerliebste Bosheit in dem feinen, liebreizenden Gesichtchen, das trotz der Mittagsgluth nur eine leichte Röthe zeigte — und sprach: „Sie sollen mich nicht Tante nennen, Fritz! Es klingt so lächerlich, ein alter dicker Mann wie Sie und eine junge Dame wie ich, Neffe und Tante! Erinnern Sie mich nicht immer an die Albernheit, die dieser arme Leutrum dadurch begangen hat, daß er sich mit mir trauen ließ!"

Herr Fritz von Stabrow — es ist Zeit, daß wir seinen Namen erfahren — sah jetzt wirklich so böse aus, als es natürliche Gutmüthigkeit und sein dickes rothes Gesicht zuließen. „Alter, dicker Mann!" murmelte er ein paar Mal vor sich hin, und in seinem Zorn antwortete er fast grob: „Nun, wenn die gnädige Frau es albern finden, daß sich mein Onkel Leutrum mit Ihnen trauen ließ, so" . . . .

„So," fuhr die Dame leise lachend fort, „habe ich Nichts dagegen; denn durch seine alberne Heirath hat mich Onkel Leutrum um drei schöne Güter gebracht, und ich muß mich jetzt entsetzlich quälen, um durch eine Heirath mit seiner Wittwe wieder in Besitz derselben zu kommen."

Herr von Stabrow machte ein ungewöhnlich einfältiges Gesicht, als er das vernahm; seine grauen Augen stierten die Dame verdutzt an, und der halb offene Mund verlieh ihm ein so lächerliches Ansehen, daß die Baronin von Leutrum laut auflachte.

„Gnädige Tante!" stotterte Stabrow.

„Sagen Sie, Fritz," sprach die Dame weiter, indem sie ihr Taschenbuch schloß und sich leicht in den Wagen schwang, „Sie glaubten wohl, Ihre Pläne auf meine Hand und meine Güter wären mir verborgen?"

„Ich dachte das allerdings!" antwortete der Neffe kleinlaut, aber aufrichtig, und nahm seufzend seinen Platz neben der schönen Tante wieder ein.

Spöttisch lächelnd sah die Dame den armen Menschen an, der, sonst ein ganz tüchtiger, verständiger Mann, sich gerade dieser kleinen Wittwe gegenüber in fortdauernder peinlicher Verlegenheit befand. Langsam fuhr der Wagen fort; Herr von Stabrow wagte die Baronin nicht anzureden, und diese bekümmerte sich durchaus nicht um ihn, blätterte in ihrem Album, las darauf einige Seiten in einem französischen Roman und reichte denselben endlich dem Neffen mit den kurzen Worten: „Da, lesen Sie mich in den Schlaf, ich bin müde!" Die junge Dame ließ sich nachlässig rückwärts sinken, kreuzte die runden Arme unter der Brust und schloß die schönen Augen.

Mit einem seltsamen, halb furchtsamen, halb zornigen Blick starrte Herr von Stabrow bald in das Gesicht der Dame, bald in das französische Buch; denn was er von dieser schweren ausländischen Sprache auch einst auf der Ritterakademie in Brandenburg gelernt haben mochte, das hatte er längst wieder vergessen. „Lesen Sie doch, Fritz!" sprach die Dame halb im Schlaf. Der aber las nicht, sondern fuhr fort, der Baronin in's Angesicht zu sehen, die nun nach und nach

bei der sanften Bewegung des Wagens im tiefen Sande, bei dem einschläfernden Duft des Kiefernwaldes in einen sanften Schlummer verfiel. In der That, es war ein schöner Anblick, dieses schlafende jugendliche Weib! Die lange, weiche Wimper über dem geschlossenen Auge, dieß zarte Geäst der blauen Adern auf der glatten Haut, das schlichte, aber glänzende, aschblonde Haar an der stolzen hohen Stirn und die leichten leisen Athemzüge, welche die Brust hoben und dann um die vollen Lippen spielten, warm und weich, wie der Abendwind im Süden um die Purpurfrucht der Granate.

Herrn von Stabrow wurde ganz poetisch zu Muthe; er sah, trotz der Hitze, in seiner Tante in diesem Moment nur das schlafende schöne Weib, nicht die Besitzerin von drei vortrefflichen Rittergütern. Er schwankte einige Augenblicke, dann gab er dem sehnenden Verlangen nach, beugte sich seitwärts und drückte einen herzhaften Kuß auf die schwellenden Lippen der Dame.

Die Baronin erhob sich mit einer raschen Bewegung aus ihrer ruhenden Stellung; sie öffnete die Augen weit und warf einen einzigen, aber wirklich großartig zornigen Blick auf Herrn von Stabrow, der, von diesem Blick getroffen, fast entsetzt zusammenschreckte. Indeß nur eine Secunde

flammte das Licht des Zorns in den schönen Augen; das feine Gesicht nahm seinen gewöhnlichen, kühlen, beinahe impassiblen Ausdruck wieder an, und mit fester Stimme rief die Baronin ihrem neben dem Kutscher sitzenden Diener zu: „Clement, lassen Sie halten, steigen Sie ab, Herr von Stabrow will draußen sitzen und sich in der Gegend umsehen!"

Der Diener stieg gehorsam ab. Herr von Stabrow machte erst ein sehr klägliches Gesicht; dann sagte er muthig zur Baronin: „Und wenn es noch heißer wäre, ich litt' es gern für solch einen Kuß!"

Die Dame lächelte leise, und als der arme Edelmann mühselig den steilen Sitz des Rosselenkers erklommen, sagte sie halblaut zu sich selber: „Das war eine echte Galanterie, ein wahres Compliment, und darum soll Dir Deine Unverschämtheit verziehen sein!"

Herr Clement, der ältliche Diener der Dame, nahm respectvoll seiner Herrin gegenüber Platz, und der Wagen knirschte langsam weiter durch den tiefen Sand. Noch zwei= oder dreimal ließ die Dame den Wagen halten; bald zeichnete sie einen einzelnen Baum, bald ein Gemäuer; bald verlangte sie diese oder jene Wiesenblume, die ihr Falkenauge erspäht hatte vom Wagen aus, und in diesem Falle mußte dann Herr von

Stabrow als cavaliere servente seiner jungen Tante galant und schwerfällig von seinem hohen Sitze herabsteigen, das Gewünschte bringen und dann im Schweiße seines Angesichts wieder emporklimmen zu jenen Höhen, auf denen er im glühenden Sonnenbrande schmachtete zur Strafe für einen Kuß.

So vergingen Stunden. Zuweilen verließ die Straße auch die monotone Kieferwaldung, und das metallische Grün der Nadeln machte dem mehr interessanten als malerischen Staubgrau eines Haferfeldes, oder dem eigenthümlich coupirten Terrain eines nationalen Kartoffelackers Platz. Ueber solche Felder ragte in der Ferne dann auch wohl ein Kirchthurm hervor, lang und spitz, wie eine Fichtennadel, und ein dünner blauer Rauch verrieth die Wohnsitze jenes intelligenten, mäßigen, sturmfesten und königstreuen märkischen Volksstammes, der den Kern der preußischen Monarchie bildet. Sehr selten zeigte sich eine menschliche Wohnung; öfter aber stand ein schwarzweißer Wegweiser schlank und kerzengrade, wie ein Berliner Gardist, am Wege und verrieth dem Wanderer, daß er in ein, zwei, drei oder auch vier Halbstunden nach Vollnow, Collnow, Dollnow, Follnow, Gollnow, Hollnow, oder nach irgend einem andern Ort mit ähnlichem sehr prägnanten wendischen Namen gelangen könne, wenn er sich

tüchtig anstrenge und in den Wäldern und Feldern gut Bescheid wisse. War der Weg, den der Wagen der Frau von Leutrum verfolgte, auch zuweilen eine halbe Stunde durch mehr oder minder offenes Feld gelaufen, so kehrte er desto länger in den Fichten- oder Kiefernwald zurück.

Es mochte etwa sechs Uhr Nachmittags sein, als sich der Himmel mit dichten Regenwolken zu beziehen anfing. Die Sonne verschwand auf Momente. Wenn sie dann aber wieder zum Vorschein kam, so war ihr bleicher Strahl so sengend und stechend, daß Menschen und Thiere unter ihm zuckten. Längst hatte die Baronin Herrn von Stabrow wieder in den Wagen steigen lassen und ihm zum Zeichen der Versöhnung ihre rosigen Fingerspitzen zum Kuß gegeben; aber das Viergespann vermochte die Last kaum noch weiter zu ziehen, und mit bedenklichen Mienen zeigte der Kutscher mit dem Peitschenstiel nach dem dunkler werdenden Himmel und sagte zu Herrn Clement: „Braut 'ne schöne Suppe über Markgrafpieske, Herr Clement! — wird schlimm! — Wenn wir nur erst an den Rabenkrug wären, daß ich Dach und Fach hätte für's arme Vieh!“

Herr Clement, ein Franzose, schien dem ehrlichen Märker sehr aufmerksam zugehört zu haben; am Schlusse nickte er bedeutsam mit dem kleinen Köpfchen, nahm eine große Prise und sagte, ob-

gleich er kein Wort verstanden: „Ihr 'aben ganz Recht, oui!“ Der Rosselenker aber, sehr erfreut über die Beistimmung des Herrn Clement, stieg vom Sattelpferde, um es dem armen Vieh etwas leichter zu machen, wie er sagte.

Immer kürzer wurden die Momente, in denen die Strahlen der Sonne die dichten Wolkenmassen zu durchdringen vermochten; immer dumpfer und ängstlicher wurde die Gewitterschwüle, und zu endlosen Stunden dehnten sich die bangen Minuten. Die Baronin sah mit einem seltsamen Blick auf ihren Neffen. Der erstickte fast in der Schwüle, während ihr die Temperatur kaum unbehaglich schien. Es lag ein eigenthümlicher Stolz in diesem schönen Auge; man konnte darin lesen: „Ich wußte zwar schon, daß ich Dir geistig überlegen bin, aber es ist mir lieb zu erfahren, daß ich auch körperlich stärker bin, als Du!“

Jetzt ging ein leichtes Rauschen durch den Wald. Fast unmerklich bogen sich die obersten Gipfel der Bäume etwas; dann wurde es tiefe Nacht und tiefe Stille ringsum, bis ein gewaltiger, fahlgelber Strahl niederzuckte. Die Rosse setzten sich scheu auf die Hinterfüße, die Reisenden schlossen unwillkürlich die Augen, flammenhell war der Wald einen Augenblick, dann brüllte der Donner, wie fernes Kanonenfeuer, die Herzen erschütternd, und mit ihm kam die frühere Nacht über den

Wald. Nun folgten Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag; dann aber rauschte der Gewitterregen nieder, stromweise, wolkenbruchartig. Die Creatur athmete leichter auf, und auch Herr von Stabrow erhob sich, sog behaglich die regenkühle Luft ein und wendete sich mit einer sehr praktischen Bemerkung über Gewitterregen an Frau von Leutrum. Die aber sah ihn ernst an und sprach: „Schweigen Sie, wenn Gott redet!“ Ein lang nachhallender Donnerschlag gab den Worten der schönen Frau Nachdruck.

Solche Gewitter in einem märkischen Kiefernwalde sind nicht ohne Gefahr; bei starkem Regen werden die tiefausgefahrenen Sandwege zu Flußbetten, der Sturm wirthschaftet toll mit den leichten Bäumen, und, stundenweit oft kein Obdach findend, hat der nicht wettergewöhnte Reisende oft schwer zu leiden.

Auch Frau von Leutrum wurde ungeduldig. Es wurde immer dunkler, der Abend war kurz, die Nacht brach schnell und schwarz herein, und den Pferden wurde es immer schwerer, den Wagen fortzubringen; dazu regnete es unaufhörlich in jener mittelstarken, aber consequenten Weise, die dem Wetterkundigen der Mark verräth, daß das Gewitter in einen ehrlichen Landregen übergeht, der dann in den nächsten drei bis vier Tagen nicht aufzuhören pflegt.

Plötzlich hielt der Wagen. Trotz der Regens stand der Kutscher mit abgezogenem Hute am Schlage und sagte: „Gnädige Frau, soll ich nicht nach dem Rabenkrug fahren? das arme Vieh hält's nicht länger aus, und wir haben noch eine starke Meile nach dem Ordenshaus!"

„Fahrt nach dem Rabenkrug, lieber Mann!" antwortete Regina von Leutrum so mild und freundlich, daß Herr Fritz von Stabrow ordentlich neidisch wurde; denn so freundlich und gütig hatte die Baronin noch nie mit ihm gesprochen. Der Kutscher ging auch freundlich schmunzelnd zu seinem Gespann und faßte das vorderste Sattelpferd beim Zaum: „Wußte es wohl, sie hat ein Herz für's arme Vieh!" brummte er, „sie sind Alle gut, die vom Ordenshause kommen!"

Ein matter Lichtschimmer blitzte durch die schwarze Nacht; ein dreistimmiges Hundegebell erhob sich schallend, der Reisewagen hielt vor dem Rabenkruge, den riesige Fichten- und Tannenbäume in weitem, unregelmäßigen Kreise umstanden. Der Krüger erschien unter der Thür, das Flämmchen seiner kleinen Lampe vor Nässe und Luftzug mit vorgehaltener Hand schützend. Herr von Stabrow half der Baronin aus dem Wagen, dann führte er sie in die Gaststube des Rabenkruges, deren Thür ihnen der Krüger öffnete.

Nur mäßig erhellt war das große niedrige Gemach, dessen frisch getünchte Kalkwald hell abstach gegen die schwarzen Balken der Decke; der Wind peitschte den Regen so heftig gegen die Fenster, die das Eckgemach nach zwei Seiten hatte, daß die kleinen in Blei gefaßten Scheiben unaufhörlich klirrten; dazu das seltsame Stöhnen der schlanken Tannen draußen, die sich vor dem Winde bogen, und der einzelne heisere Schrei eines Raben oder einer Dohle. — Die junge Wittwe blieb zögernd an der Thür stehen und stützte die Hand auf den rothbraun angestrichenen Tisch; — ein seltsam banges Gefühl überkam sie plötzlich; sie zitterte, als ihr Atlasschuh auf dem Sande knisterte, mit dem der Estrich bestreut war. Sie sah sich um nach Herrn von Stabrow; aber es war ihr schon ein Trost, ihn draußen mit seiner Falsetstimme über die Möglichkeit eines Abendessens verhandeln zu hören. Ihr Kammerdiener Clement besorgte wahrscheinlich das Abpacken des Wagens.

Regina von Leutrum faßte Muth. Sie that einige Schritte vorwärts in das Gemach, wo an einem der viereckigten plumpen Pfeiler, mit dem das Balkenwerk der Decke gestützt war, ein Stuhl stand und ein Tisch, auf dem in einem seltsamen Leuchter, von Eisendrath geflochten, ein sehr dünnes Licht trübe glimmte. Kaum aber trat die schöne Frau näher, kaum fiel der schwache Schein

des Lichtes auf ihr liebliches Gesichtchen, so tauchte hinter dem Tische ein langes, bleiches Antlitz auf, mit zwei dunklen Augen, deren Blicke halb zweifelnd, halb forschend auf dem Gesicht der Baronin hafteten. Als sich der Mann, der auf der Bank hinter dem Stuhl gelegen, erhob, wich Frau von Leutrum erschrocken einen Schritt zurück. Dann, als sie das Antlitz des Mannes besser sah, blieb sie stehen; ein himmlischer Zug von Milde und Liebe ward um den feinen Mund sichtbar, und aus den Augen strahlte eine so süße Freundlichkeit, daß das ganze liebe Gesichtchen wie verklärt erschien. Darauf setzte sie sich, gleichsam als sei sie erschöpft von der inneren Aufregung; aber sie saß wie eine Königin auf dem roth angestrichenen Holzstuhl, dessen steife Lehne eine Acht darstellte, und wie eine Königin streckte sie die rechte Hand dem bleichen Mann entgegen und sprach mit stockender Stimme: „Kommen Sie, Andreas!“ „Regina!“ antwortete der Gerufene und lag zu den Füßen der schönen Frau und faßte ihre linke Hand mit seiner Rechten, küßte sie heftig und barg endlich, laut weinend, sein Gesicht in ihren Schooß. Auch die Augen der Dame wurden naß, und, sich etwas vorbeugend, legte sie ihren rechten Arm leise und leicht um das Haupt des Mannes, den sie Andreas genannt, gleichsam als wolle sie das ihr theure Haupt an

die klopfende Brust drücken; die ganze Bewegung war so graziöse, leicht, so keusch und zart, sie dauerte kürzer noch als eine Secunde; der knieende Mann aber zitterte wie von einem Schauer ergriffen, obwohl Hand und Arm der Dame kaum sein Haar gestreift hatten.

Regina von Leutrum faßte sich schnell: „Stehen Sie auf, mein theurer Andreas, stehen Sie auf!" sprach sie fast bittend, „Fritz Stabrow ist mit mir hier und will mich durchaus heirathen!"

Der Mann erhob sich aus seiner knieenden Stellung und stand vor der Dame; die Aufregung zitterte noch in seiner Stimme, als er fragte: „Heirathen? — und der Baron von Leutrum?"

„Er ist todt, längst todt, Andreas, wissen Sie das nicht?" fragte die Dame wieder. Es flog ein seltsam ernstes, tieftrauriges Lächeln über das auffallend bleiche, aber sonst nicht unschöne Gesicht des Mannes; dann neigte er respectvoll seine hohe Gestalt vor der Dame und küßte ihr die Hand — sichtlich mit ganz anderen Empfindungen, als vorher.

Herr von Stabrow trat ein und meldete vergnüglich, die gnädige Tante werde nicht ohne Abendessen bleiben, er habe dafür gesorgt. Als er, stutzend, den Herrn gewahrte, den er hier nicht vermuthete, sagte die Baronin vortretend: „Nun, Fritz, kennen Sie ihren Vetter Andreas

Charot nicht mehr?" Die Dame faßte die Rechte des Herrn von Charot und führte ihn seinem Vetter entgegen. „Wie? Andreas Charot?" rief dieser fröhlich! „willkommen in der Heimath — Na, was ist denn das?"

Der wohlbeleibte Edelmann hatte nach der linken Hand seines Vetters gefaßt, statt Hand und Arm aber nur einen leeren Rockärmel gefunden. Er wich ganz bestürzt zurück; auch Regina schaute mit einem unaussprechlich angstvollen Blick auf ihren Freund. Der aber sah schmerzlich lächelnd erst die Dame an, dann sagte er mit mühsam erzwungenem Scherz: „Was das ist, lieber Fritz? Das ist, Dein armer Vetter Charot ist ein Krüppel; sein linker Arm liegt beim Lazareth in Flensburg begraben!"

Das helle Auge Reginen's musterte scharf das Gesicht Charot's; dann füllte sich ihr Auge mit Thränen, sie ließ die Hand des Freundes los und wendete sich ab, unwillig das Köpfchen schüttelnd. Fritz Stabrow aber sagte gutmüthig tröstend: „Na, da kannst Du Gott danken, Andreas, daß es nicht der rechte Arm war; weiß es Deine Mama schon?"

Graf Charot senkte die hohe Stirne und antwortete trübe: „Ich komme aus dänischer Gefangenschaft; ich habe seit zwei Jahren Nichts von

der Heimath gehört, ich komme wie der verlorene Sohn nach dem Ordenshause zurück."

Regina von Leutrum lauschte peinlich aufmerksam auf jedes Wort des Grafen, und in der That, es gingen zuweilen ganz seltsame Töne durch den melodischen Klang seiner Rede. Fritz von Stabrow hatte wohl nicht Gehör genug, um das zu bemerken, denn er fuhr gutmüthig fort: „Du brauchst Dich vor Deiner Mama nicht mehr zu fürchten, denn wir haben ihr Alle nach einander so viele Geschichten von den Dänen erzählt, daß sie jetzt ganz antidänisch ist und sich erinnert, daß in Holstein und Schleswig sehr viele altadelige Familien wohnen; auch behauptet sie jetzt, der König von Dänemark habe lauter deutsche Edelleute um sich gehabt, als er auf dem Wiener Congreß mit ihr getanzt, und dort zwar keine Seele, aber doch, wie Kaiser Franz gesagt haben soll, Aller Herzen gewonnen."

„Was ist das mit Ihrer Mutter, Andreas?" fragte jetzt Regina.

Der Graf sah das schöne Weib an mit einem Blicke, in dem der Vorwurf lag: „Du weißt's ja, frage nicht erst!"

Fritz Stabrow aber, den die Aussicht auf das Abendbrot in die trefflichste Laune versetzt hatte, antwortete statt seines Vetters: „Hat man Ihnen das nicht geschrieben, gnädigste Tante? Sie

waren nach Ihrer Hochzeit mit meinem Onkel Leutrum kaum abgereist, als Andreas Charot plötzlich Lust bekam, in den Krieg zu ziehen und, trotz des Verbots seiner Mama, Dienste in der schleswig-holsteinischen Armee nahm. Die Mama läßt nicht mit sich spaßen, wie bekannt; sie enterbte ihn sofort; seitdem aber hat sie sich eines Besseren besonnen und das Testament, das sie zum Besten eines Fräuleinstifts gemacht hatte, wieder verbrannt."

Die Dame näherte sich jetzt dem einarmigen Grafen wieder: „Andreas," sagte sie, „ich war zwei Jahre in Nizza mit diesem armen Leutrum und dann auf der Insel Madeira; ich habe Nichts von Ihnen gehört, aber ich habe viel, ich habe immer an Sie gedacht!"

Es lag ein eigener Schmelz in der Rede Reginen's; sie klang so süß, daß selbst Fritz Stabrow stutzte. Der Graf aber neigte sich tief, und er neigte sich, um sein Angesicht der Dame zu verbergen, denn die namenloseste Qual, die entsetzlichste Pein verzerrten die blassen Züge so furchtbar, daß —

Es war zu spät! Ein Schmerzensruf, der sich röchelnd der Brust des armen Verwundeten entrang, verrieth seinen Zustand; Regina und Stabrow umfaßten den ohnmächtig Zusammen-

sinkenden, helles Blut schoß stromweise aus seinem Munde.

Draußen heulte der Regensturm, und die Raben schrieen zum ersten Mal.

---

2. Das Ordenshaus.

Zu derselben Stunde, als der Graf Andreas Charot, mit Blut überströmt, im Rabenkrug lag, und Regina Leutrum seiner pflegte, rathlos und hülflos in Wald und Nacht, zu derselben Stunde finden wir einen kleinen Cirkel versammelt im Ordenshause. Die verwittwete Gräfin Charot ist die Besitzerin dieses ehemaligen Tempelordens-hauses. Einer ihrer Ahnherren war der letzte Komthur des Hauses gewesen und hatte das Tempelgut bei Auflösung des Ordens zu seinem Eigenthum gemacht und es so lange tapfer vertheidigt, bis ihn die Markgrafen von Brandenburg damit belehnten, und die Johanniter, die Erben der Templer in diesen Landestheilen, und ihr Heermeister zu Sonnenburg ihn anerkannten in seinem Besitz. So kam das Ordenshaus und

das Tempelgut an die von Charot durch die Erbtochter des letzten Komthurs der Templer.

Der kleine Cirkel, dessen wir eben gedachten, war in einem etwas niedrigen Salon versammelt, dessen Wände über halber Höhe mit Nußbaumholz getäfelt, dann aber mit tiefgebräunten Ahnenbildern aus dem Hause der Gräfin behängt waren. Vor dem großen Kamin, über dem noch das mystische Kreuz der Templer zierlich in Stein gemeißelt prangte, war ein dicker wollener Teppich auf dem Estrich von glasirten rothen Backsteinen ausgebreitet, auf dem man einen runden Tisch und sechs bis acht Fauteuils, sehr schwerfällig, aber sehr bequem gebaut, aufgestellt hatte.

„Charlotte, meine Liebe, lassen Sie den Thee bringen!" sagte die Gräfin Charot, eine lange, harte Figur, mit großen blitzenden Augen in dem sehr blassen und sehr magern Gesicht. Die Gräfin, die vom Kopf bis zum Fuß in schwarze Seide gekleidet war und ihr leicht ergrautes schwarzes Haar unter einer mit schwarzen Points garnirten Haube trug, zupfte Gold- und Silberfäden aus einer alten Stickerei; auf ihre halb süßlich, halb ärgerlich gesprochene Aufforderung aber erhob sich eilig Fräulein Charlotte von Stabrow, die jüngste Schwester unsers wohlbeleibten Freundes, ein gutes, stilles Mädchen, in deren schüchternem Gesichte deutlich geschrieben stand, daß sie geboren

sei zum Dienen und zum Dulden, zum Theemachen und zum Patiencespielen, zum Wetterableiter, kurzum, für üble Launen aller Art. — Arme Charlotte!

Die Gräfin Charot folgte mit ihren Augen, die wild und scheu zugleich, wie die eines Raubvogels, funkelten, der armen Charlotte bis zur Thür, und erst als die Thür hinter dem Fräulein geschlossen, wendete sie sich an ihre Nachbarin zur Linken und ihren Nachbar zur Rechten und sprach hastig: „Ich mußte die alberne Person erst hinausschicken — grand dieu! in meiner Jugend war man gut genug erzogen, um zu merken, wenn man überlästig war „Oh ciel! tout change dans le monde et ça changera aussi!“

„Sprechen Sie Deutsch, liebe Sophie, ich verstehe nicht französisch!" bat der Nachbar, ein älterer Herr mit einem schon ergrauenden Schnurrbarte in dem runzeligen, aber angenehmen Antlitz und lachte so glücklich dazu, als ob er einen vortrefflichen Witz gemacht hätte.

„Bête!" sagte die Gräfin ziemlich laut, dann fuhr sie fort: „Imaginez, Baronne, denken Sie Sich, Obrist, ich habe heut einen Brief von meiner Nichte, der verwittweten Baronin von Leutrum, bekommen, sie will mich hier besuchen, was mag sie wollen? Ich kann sie jeden Tag erwarten, denn der Brief, aus Berlin datirt, ist sehr alt,

weil ich alle meine Briefe über Hamburg bekomme; Sie wissen, seit ich dem Bauer, der drüben die Post hält, ordentlich die Wahrheit sagte."

„Nun, was soll die schöne Regina hier wollen, liebe Sophie?" meinte der Oberst von Stetten, der alte Freund, Vetter und Gutsnachbar der Gräfin. „Sie wird sich hier wieder die Cour machen lassen, wie ehedem, wie vor drei Jahren, ehe man sie an diesen Schwachkopf von Leutrum verheirathete, der zu ihrem Glück bald genug gestorben ist."

„Die Leutrum," sagte jetzt eine andere Dame, die ebenfalls der sehr altmodischen Damenarbeit des Silberfädenzupfens eifrig oblag, „sucht wahrscheinlich einen andern Mann!"

„Da wird die schöne Regina mit Leutrum's schönen Gütern an ihrem Wittwenschleier nicht lange zu suchen haben!" meinte der Oberst.

„Die Leutrum," begann die bisher schweigsame Baronin Mertefeld wieder, und zwar mit auffallend geringschätzigem Tone.

„Die Baronin Leutrum, m'amie," corrigirte die Gräfin boshaft süßlich. „Sie müssen es dem armen Kinde nicht so lange nachtragen, daß es Ihnen den reichen Leutrum wegschnappte."

„Wegschnappte, sehr gut!" schrie der Oberst und lachte entsetzlich.

Die getadelte Dame warf einen bitterbösen Blick auf die Gräfin, wie auf den Obersten; dann

schwieg sie beharrlich still und nahm sich vor, Fräulein Charlotte dafür heute noch mehr als sonst zu quälen.

Die Gräfin dagegen flüsterte dem Oberst zu: „On ne frappe pas ma chienne! ah, Sie brauchen meinen Pudel nicht zu prügeln, ich besorge dieses Geschäft allein, jetzt hören Sie mir zu, mon colonel; die Leutrum'schen Güter liegen uns bequem; schreiben Sie morgen nach Berlin; man soll meinen Sohn Andreas suchen, der Gesandte in Kopenhagen wird ihn schon finden, mein Sohn Andreas soll kommen und die kleine Wittwe heirathen, damit wir die Güter bekommen. Andreas hat dann eine hübsche Herrschaft, nämlich wenn ich todt bin. Es ist merkwürdig, finden Sie nicht auch, mon cousin, daß ich meinen Sohn Andreas gewaltig liebe, seit ich weiß, daß er die kleine Wittwe heirathen kann."

„Ich bin Ihr Cousin nicht, Sophie," polterte der Oberst, ich bin Ihr Vetter, und Vetter Andreas kann die Wittwe Leutrum's nicht heirathen, das wissen Sie so gut wie ich!"

Der Obrist sah der Gräfin seltsam in die Augen.

„Plait-il?" antwortete die Gräfin gleichmüthig und nahm eine große Prise aus einer prachtvollen goldenen Dose von Florentiner Arbeit. „Ich weiß wohl, daß man Fräulein Regina von Rabenow mit dem Grafen Andreas Charot nicht wohl ver=

heirathen konnte, mais enfin — ich sehe doch ein eigentliches Hinderniß nicht, und mit der Baronin Leutrum ist's schon eine andere Sache!"

„Sophie, haben Sie denn gar kein Gewissen?" fragte der Obrist ernst.

„Bah, schweigen Sie, Colonel, Sie wissen, daß ich kein Gewissen habe, und daß ich seit dem Tode des Grafen, meines Gemahls, kein Gewissen mehr haben kann!"

Eisig gleichgültig sagte das die Gräfin. Der Obrist senkte den Kopf, als würde er ihm schwer unter trüben Erinnerungen; dann fuhr er fort: „Aber, wenn Sie so denken, Sophie, warum haben Sie denn nicht vor drei Jahren schon die Kinder, die sich liebten, mit einander vermählt?"

Die alte Dame ließ ihren Eulenblick eine Secunde lang ruhen auf dem Gesicht des Obersten; dann sagte sie: „pas de gêne, damals hatte Regine keine Güter, und ich, ich" — es war, als schäme sich die Dame — „ich hatte noch nicht den Muth, dem Schatten meines Gemahls und dem finstern Verhängniß zu trotzen, das die Familien Charot und Rabenow verknüpft und trennt."

„Noch einmal," bat der Oberst, „lassen Sie ab, Sophie!"

„Schreiben Sie morgen nach Berlin, Colonel," antwortete die Gräfin befehlend, „in spätestens vier Wochen muß mein Sohn Andreas hier sein,

ich verlasse mich ganz auf Sie! Und jetzt kein Wort, diese süße Charlotte darf Nichts hören, denn ihr Bruder Fritz ist in Berlin, um für sich die Regine und ihre Güter zu erobern."

Fräulein Charlotte trat mit dem Theebrett ein und hinter ihr zwei Diener mit dem übrigen Geschirr; das arme Fräulein wurde blutroth, als die Baronin von Mertefeld, eine Art von Jugendgenossin der Gräfin, ihren vorhin gefaßten edlen Vorsatz zur Ausführung bringend, spitzig fragte: „Meinen Sie nicht auch, ma chère comtesse, daß diese süße Charlotte sich nicht so sehr beeilen muß, wenn sie ihrer zarten Gesundheit nicht schaden will?"

Die Gräfin Charot zuckte verächtlich mit den Achseln, der Obrist aber rief: „Sie sind eine alte böse Person, Annette, lassen Sie mir das arme Kind in Frieden!"

„Ich will nicht hoffen, Kleine," meinte die Getadelte, höhnisch lächelnd, ohne den Obristen anzusehen, daß Sie daran denken, den Herrn Obristen durch Ihre kleinen Coketterien zu fesseln."

Die arme Charlotte bebte unter dem Eulenblick der alten Gräfin; da entriß sie ein heftiges Klopfen der peinlichen Verlegenheit.

„Oeffnet, um Gottes Willen, öffnet!" schrie eine starke Stimme draußen, und verdoppelte Schläge erschütterten das Hofthor.

Man hörte, wie sich das Hofthor kreischend in seinen Angeln drehte; man hörte die Hufschläge eines Rosses über das Pflaster klappern, man hörte einen Reiter absteigen. Tiefe Stille herrschte in dem Salon; alsbald hörte man die hastigen Schritte des Kommenden durch die vorderen Zimmer. Alle wendeten ihre Blicke erwartungsvoll nach der Thür, nur die Gräfin Sophie tröpfelte gleichmüthig Arrac in ihren Thee. Die Thür wurde geöffnet, und Fritz von Stabrow stand im Salon. Er war athemlos, trocknete sich mit einem großen blauen Taschentuch die Stirn zweimal hastig ab, dann rief er: „Guten Abend, guten Abend, Lottchen, gnädige Gräfin! Kurz heraus, Vetter Andreas liegt draußen in der Rabenschenke und wird wohl sterben, wenn er keine Hülfe bekommt!“

Die Gräfin richtete sich langsam auf. „Weiter!“ befahl sie mit lauter Stimme. „Er hat im Lazareth gelegen, hat nur einen Arm noch, und, wie sein Bedienter sagt, sind seine Lungen durch eine dänische Kugel verletzt. Ich bin hier, um Hülfe zu holen!“

„Caron setzt sich mit seinem Besteck sofort zu Pferde und reitet nach dem Rabenkrug, Wilhelm begleitet ihn mit einer Fackel!“ befahl die Gräfin dem Diener, der mit Stabrow eingetreten war; dann wendete sie sich wieder an den keuchenden

Edelmann: „Herr von Stabrow, wer ist bei meinem Sohn, sein Diener?“

„Sein Diener,“ antwortete Stabrow, „und die Frau Baronin Regina von Leutrum.“

Es zog ein seltsam helles Roth über die verblaßten harten Züge der alten Gräfin, und ihre Augen funkelten mächtiger, als je; dann setzte sie sich ruhig wieder nieder, schlürfte erst langsam ihren Thee und nahm eine Prise. Darauf sagte sie gleichgültig: „Charlotte, meine Liebe, wollen Sie die Güte haben, meinen Wagen anspannen zu lassen! Der Kutscher soll sofort nach dem Rabenkrug fahren, vielleicht gestattet Caron, daß Andreas hierher gebracht wird. Uebrigens, meine Liebe, wünsche ich Ihnen gute Nacht, Sie haben gewiß noch Manches mit Ihrem Herrn Bruder zu sprechen — bon soir, mon cher Stabrow!“

Das also entlassene Geschwisterpaar entfernte sich eiligst, und die gute Charlotte, die ihren lieben Bruder kennen mochte, führte denselben zuvörderst nach der Küche. Als sich die Thür hinter den Geschwistern geschlossen, erhob sich die Gräfin und schritt der gegenüberstehenden Wand zu. Dort öffnete sie durch einen leichten Druck auf einen Knopf eine geheime Thür und befahl: „Nehmen Sie eine Kerze, Colonel, folgen Sie mir! Sie, Annette, bleiben hier und schließen Sich ein, daß wir in keiner Weise gestört werden!“

Die Baronin Mertefeld beeilte sich, die Thür zu verriegeln; der Obrist nahm einen Leuchter und folgte der Gräfin, die, ohne sich an die Dunkelheit zu kehren, hastig eine schmale Wendeltreppe emporklimmte, auf der ihr der alte Soldat nur mühsam folgte.

Das war ein seltsamer Gang. Er lief in hundertfachen Krümmungen aufwärts dreißig verschiedene Treppen und Treppchen; endlich öffnete die Gräfin eine Thür und trat ohne Zögern ein. Der Obrist blieb auf der Schwelle stehen, warf einen entsetzlich ängstlichen Blick in das Gemach und rief: „Sophie, ich bitte Sie!"

„Treten Sie ein, Colonel, und schließen Sie die Thür hinter Sich!" befahl die Gräfin kalt. Der Obrist trat ein, setzte den Leuchter auf den Tisch, der mitten im Zimmer stand, und nahm eiligst Platz auf einem Sessel. Es schien, als vermöchten seine Füße nicht mehr, ihn zu tragen. Ein unerklärbarer Ausdruck von Entsetzen und Trotz zugleich lag auf dem Gesicht des Mannes.

Ihm gegenüber saß die Gräfin, anscheinend gleichgültig, unbeweglich; nur ihr Blick bewegte sich und musterte rings das Gemach. Da standen zwei Betten neben einander, mitten im Gemach, und sie sahen von Weitem aus, als seien sie so eben verlassen; wenn man aber näher hinsah, so bemerkte man den fingerdicken Staub darauf, und

vor dem einen Bett, da war ein entsetzlich dunkler, großer Flecken; und der Stuhl vor dem Bett lag umgeworfen, und die Fußdecke war in Unordnung zusammengerollt; und daneben lag das abgeschnittene Stück einer Klingelschnur und die lederne Scheide eines Degens. Das Alles musterte der scheue und doch so scharfe Blick der Gräfin; dann hob er sich zu zwei Bildern, die zu Häupten über den Betten hingen. Das eine stellte einen hübschen jungen Mann mit klugen Augen dar, in der Uniform eines Königlichen Garde-Regiments, das andere eine jugendlich-anmuthige Dame, gekleidet in ein weißes Kleid, mit dem blauen Gürtel dicht unter dem Busen, wie's damals Mode gewesen sein mochte. Das Gesicht der jungen Dame hatte nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit mit dem der Gräfin Sophie; aber doch war es ihr wohlgetroffenes Bild aus den Tagen des Glücks. So gut, so schön und strahlend sah die Gräfin aus im Glück — das Unglück hatte sie nicht nur häßlich, es hatte sie auch böse gemacht.

Gram, Schmerz, Hohn und Stolz lagen in dem Blick der Gräfin, als sie ihr Bild betrachtete; aber mit einer Mischung von unendlicher Liebe und satanischer Bosheit zugleich betrachtete sie das Bild ihres Gemahls.

Der Obrist vermochte das peinliche Schweigen nicht länger zu ertragen. „Sophie!“ sprach er halb laut.

„Wer ruft mich?“ fragte die Gräfin, erschreckt auffahrend; dann legte sie die Hand an die Stirn und sagte — und ihre Stimme schien sich mühsam Bahn zu brechen durch die von der heftigen Bewegung fast zugeschnürte Kehle: — „Ich will mit Ihnen reden, weil sie der einzige Mensch auf Erden sind, zu dem ich aus früheren Tagen her eine Art von Zuneigung bewahrt habe, Colonel.“ Die Gräfin beugte sich weit vor und stierte den Obrist an, während Schweiß ihre Stirn bedeckte, und ihre in einander gefalteten Hände heftig zitterten. „Colonel, haben Sie nicht bisher geglaubt, ich sei wenigstens die Mitwisserin, wenn nicht die Anstifterin, von Charot's Tode? — Hast Du das bisher geglaubt, ich frage Dich auf Dein Wort als Edelmann, Wilhelm Stetten, sprich ja oder nein?“

„Ich habe Nichts geglaubt,“ antwortete der Obrist, der jetzt seine Fassung wieder gewonnen hatte, mit gepreßter Stimme; „aber ich weiß es, Sophie, daß Du um den Mord Deines Gemahls vorher gewußt hast!“

„Du weißt es, Colonel!“ schrie die Gräfin jetzt überlaut, und ein gellendes Lachen folgte schaurig ihrem Ausruf, „Du weißt es, o, und Du jämmerlicher Mensch konntest länger als zwanzig Jahre hindurch die Mörderin Deines Waffenbruders und Freundes täglich sehen? Du weißt es, daß ich

meinen Gemahl gemordet habe! fährst fort, mir den Hof zu machen; o, Du jämmerlicher Mensch! glaubst Du vielleicht, ich hätte meinen edlen, freundlichen Charot gemordet, um Dir Elendem anzugehören?"

Die Gräfin war entsetzlich. Der Obrist aber blickte sie fest an, und als sie geendet, sprach er leise: „Ich habe Dich von Kind an geliebt, Sophie, ich konnte Dich nicht verrathen, obwohl mir Rabenow sterbend vertraute, daß Du um sein Vorhaben gewußt habest."

„Sei still, armseliger Mensch, der Du bist!" herrschte die Gräfin dem Obersten zu, und fuhr dann hastig fort: „Mir ahnte, daß Du einen Verdacht auf mich habest, von dem wollte ich mich reinigen; Du solltest der Gehülfe meiner Rache sein, und nur der Schuldlose hat ein Recht zur Rache; ich aber bin schuldlos und werde mich rächen. Höre mich, Mann! Hier in diesem Hause wurden zwei junge, schöne Mädchen erzogen; Du hast sie beide gekannt, beide waren Deine Basen, die Mädchen hießen Sophie und Regine, sie liebten sich, wie sich junge Mädchen in solchem Alter lieben. Regine heirathete den Forstmeister von Rabenow, ich den Grafen Charot. Rabenow war ein finsterer, argwöhnischer, wüster Gesell, mein Charot mild, freundlich, großmüthig, tapfer, ein eleganter Cavalier. — Er war mir nicht treu, ich

wußte es bald. Das war ein brennender, fressender Schmerz in meiner Seele; aber ich verzieh ihm stets auf's Neue, wenn er umkehrte und Besserung gelobte. Ich liebte ihn so sehr!" Eine Thräne zitterte in dem Auge der Gräfin, das an dem Bilde ihres Gemahls hing. „Meine Cousine Regina war meine Nebenbuhlerin. Sie hatte mir das Herz meines Gemahls geraubt, doch nicht auf lange; denn Charot ward ihr untreu um seiner Gemahlin willen, und nicht ich war es, sondern Regina, die ihren Mann als Mörder gegen meinen edlen Charot ausschickte; sie wollte sich rächen an Charot und mir, weil er ihr untreu geworden um meinetwillen; sie hetzte ihren eifersüchtigen Mann bis zum Mord; sie kannte den Gang, durch den wir eben gekommen, eben so gut, wie ich; sie ließ meinen Gemahl an meiner Seite in diesem Bett da ermorden. Großer Gott, und der einzige Mensch, dem ich noch einen Rest von Zuneigung bewahrte seit jener Mordnacht, er hält mich für die Mordgehülfin!"

Der Obrist blickte der Gräfin spähend in's Angesicht. Offenbar glaubte er nicht an die Unschuld der Frau, und wie sollte er auch? Hatte er sie nicht seit länger als zwanzig Jahren nur von Haß erfüllt gesehen, nur Härte und böse Eigenschaften an ihr bemerkt? Sah er sie nicht ihren edlen Sohn auf's Schwerste tyrannisiren, nur,

weil er Regina von Rabenow liebte, und hatte sie nicht endlich der sterbende Mörder Charot's der Mitschuld angeklagt?

Nach einer längeren Pause endlich schien sich die Gräfin ihren Gedanken zu entreißen. Sie blickte den Obristen an und sprach dann traurig: „Ach, Colonel, Sie glauben mir nicht, es wird mir schwer, daß ich meine Worte beweisen muß; aber Sie kennen die Handschrift Ihrer Cousine Regine von Rabenow. Da haben Sie den Brief, mit dem sie mir ihre Tochter auf dem Todtenbette empfahl."

Die Gräfin nahm ein Blatt aus einer verstaubten, verschlossenen Mappe von dem Tisch und legte es vor den Obristen nieder; der las es durch, langsam, peinlich langsam, und legte es dann wieder schweigend hin.

„Halten Sie mich noch für die Mordgehülfin bei dem Tode meines Gemahls?"

„Nein!"

„Auf Ihr Ehrenwort?"

„Auf mein Ehrenwort!"

Wieder eine stille Pause, während welcher die beiden alten Leute sich mit seltsamen Blicken anschauten. Das Licht brannte trüber, es wehete eine qualvoll beängstigende Atmosphäre durch das Mordzimmer; der Oberst hörte deutlich, wie gewaltig das Herz der Gräfin klopfte, so still

war's in dem schaurigen Gemach. Der Obrist erhob sich endlich, faßte die Hand der Gräfin und fragte ernst: „Was wollen Sie thun, Sophie?"

„Mich rächen!" antwortetete die Dame stolz und stark, aufstehend.

„An Wem?"

„An dem Kinde des Mörders und der Mordgehülfin!"

„Ist das im Sinne des edlen, milden Charot?"

„Der edle, milde Charot ist todt; aber seine starke Rächerin lebt!"

„Sophie," bat der Oberst, „hören Sie auf den einzigen Menschen, dem Sie, wie Sie Selber sagen; einige Zuneigung bewahrt haben. Ihre Rache an der armen Regine hat schon längst begonnen; jetzt sehe ich, daß es ein Werk der Rache war, als Sie das arme Kind an den kläglichen Leutrum verheiratheten."

„So, sehen Sie meine Rache wirklich, Colonel?" triumphirte die Gräfin.

„Ich sehe Sie," fuhr der Oberst mit steigendem Ernst fort, „ich sehe, wie Sie das Vertrauen einer sterbenden Mutter, mag sie auch zehnmal Ihre Todtfeindin gewesen sein, wie Sie das Vertrauen einer sterbenden Mutter, die sich nach einem reumüthigen Sündenbekenntniß an die Großmuth einer Feindin wendete, getäuscht haben; ich sehe, daß Sie eine scheußliche Rache nehmen

an einem unschuldigen jungen Mädchen, daß Sie eine blühende Jungfrau an einen sterbenden Greis schmiedeten und in grauenvoller Frivolität Ihre Lust an der Qual des Kindes hatten, das Ihren Sohn liebte, den sie aus keinem andern Grunde haßten und tyrannisirten, als weil er ein schönes, liebes Wesen liebte, das mit ihm aufwuchs! Ich frage Sie, Sophie, ist Ihre Rache noch nicht befriedigt?"

„Nein!" entgegnete die Gräfin laut und hart und blickte mit einem fast irrsinnigen Blick auf das Bett, in welchem ihr Gemahl ermordet worden war.

„Sie wollen also wirklich in raffinirtester Rache das Kind des Mörders mit dem Kinde des Gemordeten vermählen?

„Ich will!"

„Und ich will's hindern!"

Die Gräfin lachte höhnisch auf und ergriff das Licht, mit dem sie das Mordzimmer verließ. Der Obrist folgte ihr.

Draußen aber heulte der Regensturm, und die Raben schrien zum andern Mal.

---

3. Der Tempelgarten.

Hinter dem Ordenshause lag der Tempelgarten. Das war ein überaus reizender Platz; von schnurgeraden Taxuswänden war er durchschnitten, und ernst ragten hohe Tannen und gewaltige Weihmuthskiefern über die steinernen Götterbilder und die Steinsitze, die hier in einem Rondel, dort in einem Achteck an der versiegten Fontaine zur Ruhe einluden.

Ein frisches, kühles, heimliches Plätzchen!

Drei Wochen etwa sind vergangen, seit Regina Leutrum ihren Jugendfreund Andreas traf in dem Rabenkrug; drei Wochen hat sie seiner gepflegt mit unermeßlicher Geduld, die nur aus dem Gefühl der Liebe oder der Pflicht ihre Kraft schöpft, drei Wochen hat sie sein Schmerzenslager nicht verlassen, und heute feiert sie ihren ersten Triumph, sie führt den vom Krankenlager erstandenen Freund zum ersten Mal hinaus in's Freie.

Der todtwunde Mann stützt sich auf den Arm des schwachen Weibes, das mit einem Blick voll unaussprechlich zarter Sorgfalt zu ihm aufblickt.

Diese beiden Menschen, die sich zärtlich liebten, fügten sich gegenseitig die unermeßlichsten Qualen

zu. Er, den Tod im Herzen fühlend, lächelte, um sie nicht zu betrüben, und sie scherzte mit gebrochenem Herzen; denn ihm sollte nicht ahnen, daß sie um seinen nahen Tod wisse, weil ihm das schmerzlich gewesen sein würde. Beide liebten sich, beide betrogen sich.

Oh, sie konnte so allerliebst muthwillig sein, diese reizende Regine! Sie stieß die Spitze ihres Füßchens in den Sand des Weges und bestaubte die Stiefel des Grafen und sah ihn dazu so schelmisch herausfordernd an, daß er sich der süßen Kinderei freuen mußte und lächeln.

Er lächelte, und sie lachte ihn so unbeschreiblich hold an aus ihren himmlischen blauen Augen, und hinter seinem Lächeln lauerte der Tod.

Und so gingen sie weiter zwischen den lauschigen Taxushecken, und er drückte den Arm, auf den er seine Hand stützte, leise an sein wundes Herz; sie fühlte den leichten Druck wohl, und es schnitt ihr wie ein Messer durch die Seele, aber sie schien Nichts zu bemerken und plauderte harmlos weiter. Sie kamen zu einer der wasserlosen Fontainen; sie setzten sich nieder auf eine Steinbank unter einem künstlichen Felsen, von dem ein weißer Rosenstrauch seine mit Knospen und Blüthen gezierten Ranken tief herabhängen ließ.

Andreas hielt die Hand der Geliebten leicht in seiner Linken; er nahm sie zuweilen, um sie an

seine Lippen zu drücken, dann aber beeilte sich Regine selbst, ihr Händchen sanft an die Lippen des Freundes zu legen, um ihm auch diese Mühe zu ersparen. Die leichte Röthe, die dann auf dem bleichen Gesicht des Grafen für einen kurzen Augenblick sichtbar wurde, verrieth, wie sehr ihn diese rührend zarte Aufmerksamkeit beglückte. Er neigte dann langsam sein Haupt und hauchte einen leichten Kuß auf das weiche Haar Reginen's.

So saßen sie lange. Als aber Regine fühlte, daß sie bald nicht mehr im Stande sein werde, zu sprechen vor innerer Wehmuth und Liebesharm, da reichte sie dem Grafen ihr Taschenbuch und sprach: „Wollen Sie nicht einmal mein Skizzenbuch durchblättern, lieber Andreas? Es ist mancher hübsche Blick, manch' prächtiger Baum, manch' schöne Blume darin."

Lächelnd nahm der Graf das Buch, mechanisch öffnete er es und warf einen Blick hinein; aber seine Augen wurden plötzlich weit, die Hand mit dem Buch sank matt nieder, und leise fragte er: „Regine, warum das, das in dieser Stunde?"

Erschreckt blickte Regine in das Gesicht ihres Freundes, dann in das Buch, sie begriff Nichts; der Graf hatte zufällig das Blatt aufgeschlagen, auf das Regine an jenem Tage das steinerne Kreuz am Wege gezeichnet, das alte steinerne

Kreuz mit den dunklen Fichten dahinter und den blauen Glockenblumen ringsum.

„Was ist? was meinen Sie, Andreas?"

Der Graf schloß das Buch, sah seine Freundin seltsam traurig an und sprach: „Da, wo das steinerne Kreuz am Wege steht, da fand man in den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Kriegs- und Domainenrath von Rabenow erschossen und —"

„Und?" fragte Regine gespannt und hob die bebenden Hände auf zu ihrem Freund; der aber fuhr düster fort: „und der Graf Charot hatte ihn erschossen."

Tiefe Stille herrschte eine Minute lang; dann rang sich der kräftige Geist Reginens siegreich empor, und mit ihrem süßesten Lächeln und fester Stimme sprach sie: „Andreas, hier meine Hand, nehmen Sie, zur Sühne für den Tod meines Großvaters!"

Der Graf war eben im Begriff, die dargebotene liebe Hand zu ergreifen; da stand die Gräfin, seine Mutter, vor ihm und sprach mit süßlicher Stimme, aber entsetzlichem Hohn in ihren furchtbaren Augen: „Das ist schön, ma chère baronne, wohl, mein Sohn Andreas; amende honorable auch von Ihrer Seite, liebe Regine; denn da oben ist ein Zimmer, darin wurde Ihr armer Vater ermordet, Graf Andreas, zu nächtiger

Stunde, meuchlings, vor einigen und zwanzig Jahren, und der Forstmeister von Rabenow war sein Mörder; Sühne, Versöhnung, allons, mes enfans!"

Die Gräfin lachte laut auf und ließ das Paar allein.

Regine hielt das Haupt des Grafen in ihren Armen, sie drückte es zärtlich an ihre Brust, sein Blut floß in dunklen Strömen über ihr Gewand, und in den dunklen Tannen über ihnen schrien die Raben zum dritten Mal.

Noch einmal öffnete der unglückliche junge Mann seine Augen, noch einmal traf sein brechender Blick den süßen Blick Reginens; dann schlossen sich seine Augen, ein heftiges Zittern durchzuckte ihn, und an Reginens Brust hauchte er seinen letzten Athem aus.

Wie lange die Baronin von Leutrum dort auf der Steinbank gesessen, die Leiche des Geliebten in ihren Armen — sie wußte es nicht; sie blickte nieder aus ihren süßen Augen still und traurig und sanft in das bleiche Gesicht des Todten; leise, leise murmelten die Lippen das fromme Gebet nach, das sie tief im Herzen sprach für die Seele des Geliebten und für sich. Regine von Leutrum war eine von jenen starken Seelen, von jenen unverzagten Herzen, die nicht trauern, als ob sie keinen Trost hätten. Die junge Frau hatte jenen unaus-

sprechlichen Trost, der lebendig macht, der Tod trenne sie nicht für immer von dem Geliebten, und ihre leisen Thränen galten nur einem kurzen Scheiden.

Regine hielt noch immer das Haupt des Grafen in ihren Armen, als sie Stimmen hinter den Taxuswänden vernahm, die näher kamen. Es waren die Geschwister Stabrow. „Wirklich,“ sagte Fritz, „es ist mir sehr fatal, daß sie den Vetter Andreas heirathet, ich hätte sie lieber genommen wegen der Güter!“

„Aber Fritz!“ entgegnete Charlotte ernsthaft, „wenn sie nun den Vetter Andreas liebt — und der sie liebt, und das ist, ich hab' es all' die Zeit her gesehen, da er so krank war!“

„Hast Recht, Lottchen,“ entgegnete der wohlbeleibte Edelmann nachdenklich, „werde ohne Leutrum's Güter auch nicht verhungern, und, offen heraus! ich fürchte mich immer so halb und halb vor der Regine, und es taugt Nichts, wenn sich der Mann vor der Frau fürchtet; auf dem Lande wenigstens, in der Wirthschaft ist's nicht gut wegen des Exempels, in der Stadt ist's vielleicht anders.“

Die Geschwister bogen um die Ecke.

„Ich gratulire, ich gratulire, gnädigste Tante!“ schrie Fritz von Stabrow von Weitem schon.

Regine winkte ihm mit traurigem Lächeln; erschrocken traten die Geschwister näher.

„Er ist todt," sprach Regine einfach, „helft mir, ihn hineintragen!" Die gute Charlotte weinte laut und auch Fritz von Stabrow mußte sich seines blauen Taschentuchs bedienen.

So trugen sie ihn in das Ordenshaus.

Und vier Tage später, da war Regine wieder im Tempelgarten, sie brach die Ranke weißer Rosen ab, die von dem künstlichen Felsen über den Steinsitz hing, auf dem Graf Andreas in ihren Armen gestorben war.

Die Baronin war in Reisekleidern, und ihr Wagen hielt angespannt vor dem Ordenshause. Sie ging durch die Flurhalle zurück; Charlotte von Stabrow folgte ihr, und ihr Bruder Fritz war bereits zu Pferd gestiegen. Beide glücklich, wie nie; er, denn die Baronin hatte ihm die Verwaltung der so sehnlich von ihm gewünschten Leutrum'schen Güter übertragen; sie, denn sie verließ das Ordenshaus und reiste mit Regine nach Italien.

Als Regine von Leutrum durch die Flurhalle schritt, kam der Obrist von Stetten aus den Gemächern der alten Gräfin. Er drückte Reginens Hand und sprach: „Bestehen Sie nicht darauf, die Gräfin zu sehen, sie ist böser, als je, gestern hat sie die Mertefeld fortgeschickt, heute, eben hat

sie mir befohlen, mich nicht wieder im Ordenshause blicken zu lassen! Doch ich werde sie nicht verlassen! Leben Sie wohl, liebe Baronin!"

So schieden sie, so blieb das Ordenshaus einsam und verlassen.

Einige Wochen darauf schon erhielt die Baronin Leutrum einen Brief des Obersten von Stetten. Die greise Gräfin war nicht mehr; eines Morgens wurde sie vermißt, nach langem Suchen fand sie der Oberst in dem Thurmzimmer, in welchem der Graf, ihr Gemahl, einst ermordet worden. Sie lag todt in demselben Bett, aus dem sie in jener Mordnacht der Hülferuf des Gemordeten geschreckt. So endete eine Frau, die das Unglück böse gemacht hatte.

Fräulein Marie.

Eine Hundegeschichte.

Von frühester Jugend an gehörte Florian zu den Menschen, an denen Lehrer und Erzieher, erziehungslustige Tanten und Verwandte wenig Freude haben; er gehörte zu den Schülern, die nur Das lernen, was ihnen gefällt, und nie Das, was der Lehrer, oder gar der Staatslehrplan vorschreibt, zu den Subjecten endlich, bei denen Mühe und Arbeit des Erziehers verloren geht, weil bei ihnen das Leben selbst oft mit harter Hand die Erziehung übernehmen muß. Florian war nie ein „artiges Kind,“ vielmehr, so recht aus dem Vollen heraus, ein „ungezogener Junge,“ und aus dem ungezogenen Jungen wurde ein grilliger, launischer Jüngling und — ein Poet, um Alles zu sagen. Er hatte nirgend genug und doch entsetzlich viel gelernt; die ganze Verwandtschaft athmete leichter auf, als er endlich in die Dienste eines kleinen deutschen Fürsten trat und das Amt eines Privatsecretärs Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht übernahm.

Er war versorgt.

Die Verhältnisse des kleinen Hofes waren und blieben die erste Woche hindurch dem Poeten völlig fremd. In den bestimmten Dienststunden schrieb er nach den Dictaten Serenissimi, entwarf die Briefe u. s. w. Sonst hing er träumend seinen Gedanken nach, las mit Vorliebe französische Memoiren, heraldische und genealogische Werke, andere enthielt die fürstliche Privatbibliothek nicht, und that sich nicht wenig zu gut auf das Wissen dieser Dinge, in denen er allerdings einen tieferen Sinn suchte und fand, als man gemeinhin denken mag; im Ganzen aber that er sich wohl besonders was zu Gute auf solche Kenntnisse, weil nur Wenige dieselben schätzen, die Meisten sie ohne weitere Prüfung als unnützen Ballast verachten. Gelang dem Poeten dabei ein Sonnet mit glattklingenden Quatrains und nicht allzu klapprigen Terzets, so war er mit sich zufrieden. Das genüge dem Leser!

Eines Vormittags harrte er länger als gewöhnlich im Vorzimmer seines Durchlauchtigen Herrn. Er zählte schon zum zehnten Male die kleinen Scheiben des großen Bogenfensters und betrachtete eben zum zwanzigsten Male seine glatten seidenen Strümpfe, als ihm der greise fürstliche Kammerdiener mit wo möglich noch ernsterem und wichtigerem Gesicht als gewöhnlich die Thür öffnete und ihn mit tiefer Verneigung in das Arbeitszimmer des Durchlauchtigsten treten ließ.

Im selben Augenblick hob auch der Fürst die Portiére, die sein Closet vom Arbeitszimmer trennte, und schritt mit einem kurzen: „Bon jour, Monsieur!“ dem Secretair entgegen.

Der Fürst war ein alter kräftiger Herr, und die feurigen, dunklen Augen standen in einem fast zu grellen Widerspruch mit dem weißen Haar und dem alterthümlichen habit français. Durchlaucht trugen niemals Uniform. Sie winkten Ihren Secretair an den Tisch und dictirten, mit hastigen, ungleichen Schritten auf und ab schreitend, in dem wunderlichen halb deutschen, halb französischen Jargon, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Hofsprache gebildet haben mochte, eine fulminante Epistel an Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin, Ihre Gemahlin. Ueber den Inhalt des Schreibens genüge zu wissen, daß die Frau Fürstin noch eine schöne, junge Dame war, und Serenissimus ohne allen Grund eifersüchtig. Der Brief war geschrieben, vorgelesen und unterzeichnet mit einem krausen Schnörkel, der von männiglich als Namenszug Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht respectirt wurde. Der Poet petschirte und adressirte den Brief und harrte des Befehls, ihn dem Kammerdiener zur Besorgung zu übergeben.

Der Fürst blitzte ihn eine Weile an mit seinen scharfen Augen; dann nahm er bedächtig eine Prise und sagte, den Deckel der Tabatiére zuklappend:

„Monsieur hat sich sofort in die appartements de Son Altesse Sèrenissime zu begeben, alldorten aber de ma part eine Privataudienz zu verlangen, Ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht dieses Billet sodann mit eigner Hand zu präsentiren und fürstliche Resolution zu empfangen, mir aber selbe sofort zu communiciren. Monsieur ist entlassen!"

Florian verbeugte sich, ging mit seinem Briefe nach den Gemächern der Fürstin und verlangte im Auftrage Serenissimi durch den Kavalier vom Dienst eine Audienz bei Ihrer Durchlaucht.

Der Poet kannte die Fürstin kaum. Er war derselben vor Wochen vorgestellt und von der jugendlich schönen fürstlichen Dame mit einem halben Wort der Gnade und einem leichten Kopfnicken entlassen worden. Er hatte kein weiteres Interesse für sie, aber ihm kam seine heutige Mission unzart im höchsten Grade vor. Der nie Verlegene trat verlegen in das Gemach der Fürstin. Diese hieß ihn, nicht eben freundlich, näher treten und erhob sich, um die Befehle ihres Gemahls stehend zu empfangen.

Eine ältere Hofdame zog sich an die Thür des Gemachs zurück.

Während die Fürstin den allerdings derben und ungerechten Brief las, färbte sich ihr weißes Angesicht mit dunkler Röthe, und zwei helle Thränen traten in das schöne, große Auge. Jetzt ward

der Poet mächtig in dem fürstlichen Secretair, und unvorsichtig stammelte er, in der Absicht zu trösten: „Durchlaucht verzeihen, wenn sich die Aufwallung des gnädigsten Herrn — “

Weiter sagte er Nichts; denn die Fürstin trat mit funkelnden Augen ihm einen Schritt näher, und, den Brief in der kleinen Hand zerknitternd, sprach sie, und ihre Stimme klang wie das Zischen einer gereizten Schlange: „Herr, was unterstehen Sie Sich? Wissen Sie nicht, daß Sie nur die Feder sind in der Hand Seiner Durchlaucht? Herr, Sie dürfen gar nicht wissen, was Sie geschrieben haben, merken Sie Sich das! Und jetzt melden Sie,“ setzte sie ruhiger hinzu, „Sr. Durchlaucht, daß Höchstdieselben hier zu befehlen hätten, ich zu gehorchen!“

Damit rauschte die Fürstin hinaus. Als die Portière niedergefallen war, trippelte die oben erwähnte ältliche Hofdame auf den armen Florian zu und flüsterte freundlich: „Gehen Sie nur, mein armer Herr! Sie ist zornig aber gütig, ich werde mit ihr reden, kommen Sie aber heut nach der Tafel zu mir, ich will mit Ihnen sprechen. Fragen Sie nur nach Fräulein Marie!“

Damit eilte die Hofdame ihrer Gebieterin nach. Herr Florian aber schlich, mühsam seine Verwirrung vor dem dienstthuenden Kavalier und den andern Leuten im Vorzimmer verbergend, von

dannen und ging, erst nachdem er sich auf seinem Zimmer gesammelt, die Antwort der Fürstin seinem Herrn zu überbringen.

Nach der Tafel erschien ein Lakai, der ihm meldete: „Fräulein Marie wünsche den Herrn Geheimsecretair sogleich zu sprechen!“

Florian folgte. Wer war dieß Fräulein Marie? Eine Hofdame der Fürstin. Ganz gut, was aber weiter? Der Dichter hatte auch noch Nichts von ihr gehört, und die Diener mochte er nicht fragen, war auch keine Zeit dazu. Schon stand er vor ihr in einem behaglichen Zimmer, einem so anmuthigen Gemach, wie er kein zweites in dem fürstlichen Schlosse gesehen; schon saß er neben ihr auf dem kleinen Sopha, auf dem nur zwei Personen, aber sehr bequem Platz fanden. Sie sah ihn an mit ihren freundlichen, blauen Augen, und er sah sie an.

Fräulein Marie war nicht jung mehr, sie war über 40 Jahr alt, wie viel Jahre darüber, war ein Geheimniß. Ihr Haar, welches sie unbedeckt trug, war glänzend schwarz, aber doch ergraut etwas an den Schläfen; und machte sie ihr Enbonpoint kleiner, als sie war, that er ihrer Taille Eintrag, so ließ er sie dafür auch wieder in blühender Jugendlichkeit und mädchenhafter Frische erscheinen. Das blaue Auge war, wie schon gesagt, mild und freundlich, aber eigentlich unbedeutend,

schön und stolz dagegen war die Stirn und hinreißend ihr Mund, wenn er lächelte.

Fräulein Marie war weiß gekleidet, aber ganz weiß, die Ohrgehänge mit den großen birnenförmigen Perlen und die weißen Atlasschuhe eingerechnet.

Fräulein Marie sprach. Ihre Stimme hatte etwas Flüsterndes, aber es lag eine Art von Zauber in dem Klange derselben; der Poet verstand gar nicht, was sie sagte, aber er lauschte entzückt den fremden Tönen, die weich und schmeichelnd sein Ohr berührten. Es dauerte eine Weile, ehe eine Art von Conversation zu Stande kam.

„Das ist ja ein prächtiger Hund!" unterbrach sich Florian plötzlich mitten einem Satze, als sein Auge zufällig auf das Bild eines großen Hundes fiel, das ihm gegenüber fast die ganze Breite einer Wand einnahm.

„Sie sind doch ein wunderlicher Herr!" entgegnete Fräulein Marie lächelnd.

„Was bedeutet das Bild, gnädiges Fräulein?" drängte Florian ungeduldig; „eine Dame, wie Sie, hat keine Liebhaberei für große Hunde, das Bild hat eine besondere Bedeutung. Erzählen Sie mir das, bitte, mein gnädiges Fräulein!"

Fräulein Marie lachte hell: „Richtig gerathen, wie ein Poet! neugierig gefragt, wie ein junger

Mann, unverschämt gefordert, wie ein alter Freund!"

Florian sah die Dame an; dann erwiederte er gleichmüthig: „Poet? nun ja! junger Mann? leider! alter Freund? mein gnädiges Fräulein, Sie haben Phantasie genug, Sie könnten mich wohl einmal eine Viertelstunde lang für einen alten Freund ansehen und mir die Geschichte von dem Hunde erzählen!"

Jetzt antwortete Fräulein Marie ernst: „Sie sind wirklich ein Kind, Herr Florian; glauben Sie denn, daß ein so großer Hund eine so kleine Geschichte hat, daß man sie in einer Viertelstunde erzählen kann?

„Mein Gott, man kann sich ja kurz fassen!"

„Kurz fassen? Haben Sie denn nicht in unzähligen Büchern gelesen, daß wir Frauen uns nie kurz fassen, daß wir nie ein Ende finden können?"

„Das gnädige Fräulein will mir also die Geschichte von dem Hunde nicht erzählen?" frägte Florian ärgerlich.

„Nein!" entgegnete die Dame.

„Aber warum denn nicht, Sie müssen doch einen Grund haben?"

„Müssen? ich sehe nicht ein, warum ich einen Grund dazu haben muß!"

„Sie machen Sich über mich lustig!"

„Werden Sie böse? Nun, ich will Ihnen einen Grund sagen.“ Sie näherte sich dem Ohr des Poeten und flüsterte ganz leise: „Ich muß zur Abendtoilette Ihrer Durchlaucht!“ Dann setzte sie laut lachend hinzu: „Sagen Sie es ja nicht weiter, und nun empfehle ich mich Ihnen.“

Sie reichte dem Poeten ihre runde schöne Hand zum Kuß, dann verließ sie das Gemach, und auch Florian suchte, etwas verblüfft, das seine.

Seit jenem Tage war der junge Dichter alle Tage pünktlich eine Viertelstunde nach aufgehobener Tafel bei Fräulein Marie zu finden. War die Dame auch noch nicht zugegen, so ließ er sich ihr Zimmer öffnen, setzte sich behaglich auf dem Sopha zurecht, schaute das Bild des großen, prächtigen Hundes an und träumte allerlei wunderliche Geschichten dabei. Wenn dann Fräulein Marie erschien, dann ward das Gespräch sofort lebhaft. Dichtkunst und Literatur, Malerei und Musik boten unerschöpflichen Stoff. Fräulein Marie hatte sonst viel gedichtet; es gelang ihr wohl auch noch mitunter ein Vers, sie war mittheilsam und besaß ein ganzes Körbchen, voll bis an den Rand gefüllt, mit Liedern und Gedichten, die mit saubern, glatten Zügen auf kleine Blättchen geschrieben waren, welche stark nach fleurs d'oranges dufteten. Oft mußte der Dichter sehr nachsichtig sein gegen die Verse seiner Freundin, denn das

war sie in wenigen Wochen geworden; ebenso oft aber auch konnte er sie förmlich beneiden um die glückliche Auffassung und Ausführung eines Sujets.

Fräulein Marie besaß seltene literarische Kenntnisse. Florian lernte viel von ihr, und um die Form seiner Dichtungen erwarb sie sich entschiedene Verdienste. Fräulein Marie liebte auch die Malerei; während ihr Florian seine Balladen und Lieder vorlas, entwarf sie spielend oft sehr gelungene Crayonskizzen der Situationen. Auch Musik wurde zuweilen gemacht; das heißt Fräulein Marie spielte, und Florian hörte zu, doch geschah das seltener; denn war Florian weich gestimmt, so fing er bei der Musik, von der er gar Nichts verstand, an zu weinen, war er übermüthig, so machte er Anmerkungen, moquirte sich und machte das Fräulein dadurch verdrießlich.

Im Sommer hatte Florian Fräulein Marie kennen gelernt. Es war tief im Winter, als er noch immer die Geschichte des schönen großen Hundes nicht kannte, obwohl er täglich, mit angeborener eigensinniger Hartnäckigkeit, nach derselben fragte. Fräulein Marie war erfinderisch in Ausreden; sie setzte Eigensinn gegen Eigensinn, jeden Tag hatte sie eine andere, bald scherzhafte, bald ernste Ausflucht. Endlich, der Eigensinn des Dichters siegte über den Eigensinn der Frau, erklärte sie sich für überwunden und sagte: „Kind,

haben Sie denn noch nicht gemerkt, daß die Geschichte des großen Hundes da die Geschichte der kleinen Marie ist, und daß man solche Geschichten nicht dem ersten besten Bänkelsänger oder Leierkastenmann mittheilt?"

Bänkelsänger und Leierkastenmann waren die Titel, die Florian am häufigsten von der Hofdame erhielt; sie wollte damit das seltsame Behagen verspotten, welches der Dichter darin fand, Mordthaten und andere schauerliche Geschichten in Verse zu bringen, die er dann mit seinem sächsisch singenden Dialekt etwas leiernd ablas.

Das Fräulein hatte den Dienst an dem Tage und mit der kleinen Malice gegen den Poeten, die ihre Niederlage verschleiern sollte, das Zimmer verlassen.

Florian blieb auf dem Sopha sitzen, wie er das früher schon gethan; er sah sich das Bild des Hundes an, schrieb darauf einige Verse mit Bleistift unter eine Skizze des Fräuleins, die auf dem Tische lag, trank in der Zerstreuung eine Flasche rothen Weins aus, mit dem die Hofdame ihr Trinkwasser leicht zu mischen pflegte, träumte wieder und schlief endlich ein.

Seltsames Zeug mochte er geträumt haben; denn als er aus Traum und Schlaf jäh emporfuhr, da schaute er sich mit so ängstlich-zornigem Angesicht um in dem eleganten Frauengemach,

daß Fräulein Marie ihn schier besorgt betrachtete.

Fräulein Marie? — Ja — die gute Hofdame saß schon eine halbe Stunde und darüber ihrem jungen Freunde gegenüber und schlürfte behaglich ihren duftenden Thee, Florian's Erwachen erwartend, um ihn mit einer Fluth jener kleinen, prickelnden Scherze zu übergießen, in welchen sie eine unübertroffene Meisterin war.

Das aufgeregte, ins Fahle verblaßte Gesicht des erwachten Dichters nahm ihr die Kraft zu den allerliebsten kleinen Bosheiten, die sie sich ausgedacht, und gutmüthig besorgt, fast mütterlich, fragte sie: „Was ist Ihnen, mein armes Kind, was ist Ihnen geschehen? hat Sie ein schlimmer Traum verstört, oder leiden Sie?"

„Aber das ist abscheulich!" versetzte der Dichter, mit der flachen Hand über die Stirn fahrend und seine Gedanken mühsam sammelnd.

„Was ist abscheulich?"

„Oh," fuhr Florian, immer noch mehr mit seinem Traum, als mit der Wirklichkeit beschäftigt, fort, „wenn man ein junges Kind, ein schönes Mädchen aus berechneter Bosheit dem Hohne und dem Spott der Menge preisgiebt?"

Ein tiefes dunkles Roth färbte das Gesicht der Hofdame. Ihr sonst so gütiges Auge schleuderte Blitze; krampfig drückte sich der Mund zusammen,

und vernehmbar klirrte der Löffel in der Tasse, die sie in der bebenden Hand hielt.

Florian bemerkte Nichts. Die Bewegung des Fräuleins ging überdem auch so schnell vorüber, daß sie auch einem aufmerksameren Beobachter, als Florian in diesem Augenblicke war, entgangen sein würde. Die Röthe verflog, das lodernde Zornfeuer der Augen erlosch, und die schöne Hand spielte leicht und anmuthig mit dem blitzenden Löffel am Rande der Tasse.

Endlich begann Florian: „Ich muß Ihnen diesen seltsamen Traum erzählen, mein gnädiges Fräulein!“

„Nun, wenn Sie müssen, liebes Kind, dann will ich ihn hören.“

„Nachdem ich,“ begann der Poet —

„Fräulein Marien's ganzen Weinvorrath ausgetrunken,“ fuhr die Hofdame scherzend fort.

„Ach, bitte, meine Gnädigste, scherzen Sie nicht!“ bat Florian. „Mir ist ganz weh' um's Herz!“

Die Hofdame nickte zustimmend.

„Nachdem ich,“ begann Florian auf's Neue, „zum tausendsten Male vielleicht den großen gelben Hund angeschaut, schlafe ich hier recht behaglich ein und träume so seltsam hell, wie noch nie in meinem Leben. Ich war mir vollständig bewußt, daß ich hier in Ihrem Zimmer und in eben dieser

Sophaecke saß und das Bild des großen Hundes ansah. Da schien es mir, als mache sich der Hund plötzlich los aus dem Bilde und springe heraus aus dem Rahmen auf den Teppich. Es kam mir auch im Traum gar nicht wunderbar vor, und ich staunte nicht einmal, als sich der Hund in die Höhe richtete und sich mir, wie ein Mensch auf zwei Füßen gehend, näherte. Er stand vor mir, verneigte sich leicht und fragte höflich: „„Darf ich mir Ihren Namen ausbitten?““ Ich stand sogleich auf und antwortete: „Ich bin der Geheime Secretär Florian vom Cabinet Sr. Durchlaucht; mit Wem habe ich die Ehre?“ Der Hund antwortete: „„Ich bitte sehr, ich bin Hamlet!““

„Hamlet?“ rief die Hofdame mit seltsamem Tone und beinahe entsetzt, „doch fahren Sie fort!“

„Ich war nicht weniger als Sie verwundert, im Traume nämlich,“ fuhr Florian fort, „und fragte den Hund, der ganz behaglich mir gegenüber auf Ihrem Stuhl Platz nahm, „Wie? ich hätte die Ehre, Prinz Hamlet von Dänemark Königliche Hoheit . . . .“ „„O nein, o nein!““ unterbrach mich der Hund lächelnd, „„ich bin nur der Hund Hamlet, der Freund, der wahre Freund Opheliens, die man aus berechneter Bosheit dem Spott und dem Hohn der herzlosen Menge preisgegeben!““ Nun erzählte mir der Hund eine

lange abscheuliche Geschichte, und, seltsam! ich habe die Geschichte rein vergessen, und wußte sie doch noch, als ich aufwachte. Hm! richtig, es endete im Theater zu Leipzig, Hamlet wurde gegeben, und Sie, gnädiges Fräulein, waren Ophelia!"

Als der Poet schwieg, sagte Fräulein Marie kein Wort, sondern stand auf, suchte Etwas in ihrer Chiffonière, kam dann wieder, legte ein gesticktes Band und einen Zettel vor Florian auf den Tisch und lehnte sich dann sinnend zurück in die Ecke des Sopha's.

Florian nahm das bunte Band. Es war mit Leder gefaßt und mit einem silbernen Schloß geschlossen und mit Silberfäden war darauf gestickt: „Hamlet!"

„Es war das Halsband des treuen Thieres, dessen Bild Sie dort sehen;" erklärte das Fräulein, leise weinend. Mit einer Art von Schauder legte der Dichter das Halsband des Hundes nieder und entfaltete das Papier. Es war ein grauer Theaterzettel. Rasch flog Florians Auge darüber, und seine Lippen murmelten: „Stadttheater zu Leipzig, Hamlet, Shakespeare, Personen: Ophelia: Demoiselle Berg."

„Demoiselle Berg," sprach die Hofdame weiter, „das bin ich, mein Name: Adelgunde Marie von Werdenberg. So lange ich Schauspielerin war, erließ ich mir das Adelsprädicat und die beiden

ersten Sylben meines Namens; als Ophelia trat ich zum letzten Male auf. Es ist der letzte Zettel, auf dem mein Name gestanden!"

„Ich träume nicht mehr," entgegnete der Dichter endlich, bald auf Fräulein Marie, bald auf das Bild des Hundes Hamlet blickend, „das ist mehr als ein Traum, das ist Zauberei!"

„Solcher Zauber, liebes Kind," versetzte die Hofdame nachdenklich, „mag wohl öfter im Leben vorkommen; die Menschen beachten ihn nur nicht, sondern fertigen ihn mit der banalen Phrase: merkwürdiger Zufall! kurz ab. Ja, es ist ein in der That sehr merkwürdiger Zufall, daß mein Hund wirklich Hamlet gerufen wurde; es ist sehr merkwürdig, gewiß, daß Sie Dinge träumen, von denen Sie auch nicht die leiseste Ahnung haben konnten, denn ich habe Ihnen den Namen des edeln, treuen Thieres nie genannt, und ein Anderer kann ihn nicht verrathen haben, denn der Name gehörte zu meinem Geheimniß!"

„Oh!" rief Florian plötzlich, „es ist mir Alles klar, es ist ganz natürlich — von mir selber sagte einst ein väterlicher Freund: er ist blond, fett und träumerisch wie Hamlet! Sehen Sie, gnädiges Fräulein, der Hund ist auch blond, wohlgenährt und blickt träumend aus seinen großen runden Augen. Steht nun der Name Hamlet fest, so spinnt der Traum leichtlich seine Fäden weiter

bis zu Ophelia, bis zu dem Fiasco einer von Intrigue umgebenen Schauspielerin. Daß gerade Sie, meine Gnädigste, mir als Ophelia erschienen, war wohl ganz natürlich, da ich überhaupt so viel an Sie denke und überdem auf Ihrem Sopha in Ihrem Zimmer schlief! Meinen Sie nicht?"

„Und das ist nun ein Poet," erwiederte das Fräulein beinahe unwillig, „ein Poet, und der freut sich wie ein Kind, nein, nicht wie ein Kind, sondern wie ein Narr, daß er wieder ein Stückchen Poesie herausraisonnirt hat aus dem Leben, triumphirt, daß er das geheimnißvolle Walten unerschöpflicher Kräfte in ein langweiliges, brutales Gedankenspiel metamorphosirt hat; — doch, sein Sie mir nicht böse, liebes Kind, das ist ja nicht Ihr Fehler. Sie sind nun einmal ein Sohn dieser nüchternen Zeit, die das abgeklärte, lauwarme Spülwasser ihrer eigenen Superklugheit für den Feuertrank des Lebens ausgiebt!" Das alternde Fräulein sah wunderschön aus in diesem Moment. Florian bewunderte sie und schämte sich vor ihr.

Die Hofdame machte jetzt dem Dichter den Thee zurecht, wie er ihn gern mochte; dann kreuzte sie die Arme über die Brust, legte sich wieder zurück und sprach ernst: „Es ist jetzt an der Zeit, Ihnen die Geschichte des Hundes zu erzählen. Bin ich

erst todt, so ist diese Hundegeschichte Ihr freies Eigenthum, so lange ich lebe aber unser gemeinschaftliches Geheimniß. Und nun keine Unterbrechung, liebes Kind! Wenn ich weine, mögen Sie mitweinen, obgleich ich das wohl nicht zu fürchten habe, da in dieser Zeit die Thräne für unmännlich gilt; also lassen Sie mich allein weinen, ich bin das ja gewohnt seit so vielen Jahren!"

Florian nahm die Hand der Hofdame und küßte sie. Sie drückte ihm die Hand herzlich und erzählte: „Denken Sie Sich einen recht stattlichen Edelsitz im Tudorstyl, die Façade etwas überladen, die Seitenflügel etwas schwerfällig, der innere Raum durch die große Treppenhalle, durch Gänge und Vorsäle mehr in Anspruch genommen, als durch Wohnzimmer, mächtige Kamine, hohe Portale und Thüren, gewaltige Fenster, das Ganze in einer einfachen, doch nicht reizlosen Ebene — so war das Schloß Werdenberg, in dem meine Wiege stand. Mein Vater war vor meiner Geburt gestorben, und meine Mutter hatte, als ich etwa drei Jahr alt war, zum zweiten Male, einen Edelmann aus gutem Hause, der aber ein erbloser jüngerer Sohn war, geheirathet. Er fügte den Namen meines Vaters zu dem seinigen und war durch die Heirath mit meiner Mutter und die Gnade des Königs ein großer Grundbesitzer geworden.

Meine Erinnerungen reichen nicht tief in meine früheste Kindheit zurück; aber so lange ich denken kann, sah ich meine Mutter, wenn wir allein waren, stets in Thränen. Ihre zweite Ehe war nicht glücklich. Mein Stiefvater war ein leidenschaftlicher Spieler und spielte stets unglücklich. Diese furchtbare Leidenschaft erstickte in ihm nach und nach alle anderen Gefühle, ja, selbst jede Regung des Herzens. Der hochfahrende, stolze, großmüthige, glänzende und phantasiereiche Edelmann wurde hart, geizig, schmutzig, nur um die ungeheuersten Summen im Spiele verschwenden zu können. Die reichen Güter wurden mit Pfandschulden auf das Allerunverantwortlichste überlastet, was sich von den Inventarien irgend veräußern ließ, verschleudert, die Pachtschillinge gegen baare Vorauszahlung einer Summe auf Jahre hinaus quittirt, und meine gütige, aber wahrscheinlich allzuschwache Mutter mußte nach und nach sich gewöhnen, selbst das Nöthigste zu entbehren. Auch ich bemerkte das erst nach und nach. Als Kind verbrachte ich meine Tage zu den Füßen meiner armen Mutter spielend, oder in dem schlichten, kahlen Bibliothekzimmer, wo ein Graf Theresius Wellingsbüttel hauste, ein greiser Anverwandter des Hauses, dem mein seliger Vater testamentarisch eine kleine Rente und eine lebenslängliche Wohnung im Schlosse vermacht hatte.

Graf Theresius hat von der ihm ausgesetzten Rente Jahre hindurch meine arme Mutter und mich mit erhalten. Gesegnet sei sein Andenken! Er war sonst übrigens ein seltsamer Herr. In seiner Jugend war er französischer Offizier gewesen und trug das Ludwigskreuz. Zwölf Jahre hatte er gebraucht, um ein ansehnliches Vermögen als Theater-Director einer wandernden Schauspielergesellschaft zu verlieren. Graf Theresius hatte dieselbe unbezähmbare Leidenschaft für das Theater, wie mein Stiefvater für das Spiel. Beide opferten rücksichtslos Alles ihrer Leidenschaft. Nur war Graf Theresius eher zu entschuldigen; er hatte nicht Weib, nicht Kind gehabt, er hatte nur sich, nicht Andere mit, unglücklich gemacht. Seit ihn seine Verarmung und sein gebrechlicher Körper hinderten, seiner Leidenschaft ferner zu fröhnen, lebte er still resignirt in unserem Hause. Bei Lebzeiten meines Vaters arrangirte er alle Feste stets mit einer Theater-Vorstellung; er hatte aus Liebhabern in der Umgegend ein ganz erträgliches Schauspiel zu Stande gebracht und in der Dienerschaft meines Vaters eine recht artige Kapelle gebildet. Ich weiß Nichts davon aus eigener Erfahrung; man hat mir's erzählt. Als ich den armen Grafen Theresius kennen lernte, war er auf das Vortragen einzelner Rollen, oder das Vorlesen kleiner Stücke beschränkt; meine

Mutter und ich, nebst etlichen älteren Dienern und Dienerinnen, bildeten sein stets dankbares Publicum in dem Bibliothekzimmer. Wie lebendig steht das öde Gemach vor meinen Augen! Die zerfallenen oder zerfallenden, bestäubten Repositorien mit wenigen auch halb zerrissenen Bänden, denn den werthvollen Theil der Büchersammlung hatte mein Stiefvater längst verkauft! Auf dem ungleichen, lückenhaften, braunrothen Backsteinfußboden lag vor dem ungeheuren Kamin ein alter Teppich, und auf diesem saß in einem großen Lehnstuhl vor einem mächtigen mit Büchern und Papieren bedeckten Tisch der Graf Theresius Tag für Tag; Jahre lang las er da Schauspiele, schrieb Rollen aus, setzte in Scene, auf dem Papier natürlich, jede Aufführung bis in's kleinste Detail und bis auf's geringste Requisit. Und in dem Riesenkamine, dicht an dem Lehnstuhl des greisen Theaterliebhabers, befand sich ein winzig kleiner Ofen von Eisen, der war Winter und Sommer geheizt und diente dazu, den bittern schwarzen Kaffee heiß zu halten, der des Grafen einzige Nahrung zu sein schien. Ich habe den Greis wenigstens nie etwas Anderes genießen sehen. Neben diesem kleinen Ofen nun war mein Platz; dort saß ich, ein unbefangenes Kind, und sog mit Wonne das süße Gift der Poesie ein. Bei jeder Frage, bei jedem kindischen Wort, beugte

sich das freundliche glatte Greisengesicht mit den hellen braunen Augen zu mir herüber und antwortete, bald in dem hohen Pathos Schiller'scher Jamben, bald in den ungefügigen Wendungen, in denen uns Eschenburg die oft ungeheuerlichen, tiefmystischen Gebilde des süßen William zuerst vorgeführt, meist aber in der wasserklaren bürgerlichen Sprachweise Iffland's, die mit ihrer etwas larmoyanten Sentimentalität doch nicht unedel war und, verwandten Geistes mit Göthe's Werther, wahrlich die hochmüthige Geringschätzung nicht ganz verdient, mit der sie die katholisirenden Romantiker verdammt haben. Graf Theresius lehrte mich sprechen; das ist schwerer, als declamiren und Reden halten. „Sie können auch noch nicht sprechen, liebes Kind; Sie declamiren bis jetzt nur, und zwar herzlich schlecht;" schaltete die Hofdame ein. Der Dichter, empfindlich, brummte einige unverständliche Worte, dann fuhr Fräulein Marie fort: „Ja, brummen können Sie auch, ich gebe es zu; doch wir sind in der Bücherei auf dem Schlosse Werdenberg. — Ich war sieben Jahr alt, als Graf Theresius ein immer größeres Interesse für mich zu zeigen begann; er lehrte mich kleine Verse, und bald führten wir, zu unserm beiderseitigen Entzücken, kleine Scenen und Duodramen auf. Ich lernte stehen, gehen, sitzen, liegen — lachen Sie? immerhin; aller=

dings, Sie stehen auch, aber nur wie ein Stock, den man an die Wand stellt; ja, Sie gehen auch, schwankend wie ein Schiff, das, vom Winde getrieben, vorwärts kommt; Sie sitzen, wie ungefähr der Höcker dem Buckligen; Sie liegen, doch ich habe Sie noch nicht liegen sehen. Spielend lernte ich ganze Rollen, und verstand ich auch Vieles noch nicht, so fühlte ich doch den Hauch der Poesie mich zauberisch anwehen aus dem noch Unverstandenen. Ich bin groß geworden zwischen den Dichtern aller Nationen. So armselig unser Leben in Werdenberg auch sein mochte, so fühlte ich doch keine Entbehrungen. Ich habe eine schöne, glänzende Jugend gelebt, immer geistig angeregt und anregend, und dabei frisch und gesund, wie ich denn überhaupt nie krank gewesen bin. Als ich fast siebenzehn Jahr alt war, starb der gute Graf Theresius. Ich fand ihn eines Mittags todt in seinem Lehnstuhl; ein gutes, altes Holbergisches Lustspiel: „Herr Vielgeschrei" lag auf seinen Knieen. Das war der erste große Schmerz, der seinen breiten Schatten in mein junges, sonniges Leben warf! Schon bei Lebzeiten des edeln Greises hatte ich still im Herzen den Wunsch gehegt, auf die Bühne zu treten und Schauspielerin zu werden — freilich hatte ich nie gewagt, diesen Wunsch vor dem Grafen auszusprechen; ich fürchtete eine Abweisung, denn ich

wußte ja, wie hoch und wie heilig ihm Alles war, was auf das Theater Bezug hatte. Die bedeutendsten Geister der Nation sprachen damals von der Schaubühne, als einem Mittel zur Veredlung der Völker, und es gab damals Schauspieler, die, von dieser Idee getragen, des Dichters Gebilde dem Publicum vorführten; endlich, es gab damals ein Publicum, so stolz, oder so bescheiden, wie man's nennen will, das sich der Veredlung fähig hielt, das in's Theater kam, nicht um eitlem Ohrenkitzel oder schnödem Sinnenkitzel zu fröhnen, nicht, um besser zu verdauen, oder in alberner Blasirtheit zu medisiren, sondern um sich aufzurichten an der poetischen Größe des Dichters, um ein Stück Poesie heimzutragen aus dem Schauspielhause in die Misère des Lebens, um sich zu begeistern an der poetischen Darstellung für das Große, Gute und Schöne. Von solchen Schauspielern sprach Graf Theresius, ein solches Publicum kannte der vielerfahrene Enthusiast. Dem Theater-Director mußten alle idealistischen Illusionen geschwunden sein, und doch war ihm die glühende Begeisterung geblieben, und auf mich war sie übergegangen.

Graf Theresius hatte uns von seiner kleinen Rente mit erhalten; mich und meine arme Mutter, die schon längst nicht mehr weinte, sondern, in eine dumpfe Apathie versunken, oft Tage lang,

ohne ein Wort zu sprechen, ein gramvolles Leben hinfristete. Als die Rente mit dem Tode des Grafen erlosch, ergab sich, daß mein Stiefvater sie für diesen Fall schon längst veräußert hatte. Nun trat der Mangel ein, der wirkliche Mangel, und wir hätten oft hungern müssen, wäre nicht die Dankbarkeit der alten Diener meines Vaters uns auf treuherzige, wenn auch mitunter recht demüthigende Weise zu Hülfe gekommen. Ein Jahr und etwas darüber hielt ich dieses Leben voll Mangel, Einsamkeit und Entbehrung aus, die traurigen Verhältnisse reizten mich wohl auch, und endlich faßte ich den festen Entschluß, zum Theater zu gehen. Ich wußte, daß ich bei meiner Mutter auf keine Hülfe, nur auf Widerstand rechnen konnte. Ich mußte mir selbst helfen. In der kleinen Residenz, die etwa zwanzig Meilen von Werdenberg lag, lebte eine talentvolle Schauspielerin, die ihre erste Bildung dem Grafen Theresius verdankte. Ich schrieb an sie, offenherzig wie ein Kind, und bat sie, bei dem Andenken des Grafen, mir beizustehen mit ihrem Rath. Ihre Antwort lautete freundlich: ich möge sie auf einige Wochen besuchen, das Theater selbst kennen lernen und mich ihr anvertrauen.

Jetzt schritt ich, wenn auch mit schwerem Herzen, zur Ausführung meines Planes; ich benutzte eine freundliche Stunde und eröffnete mich meiner

Mutter. Sie sah mich starr an; dann rief sie mit einer Energie, die ich ihr gar nicht mehr zugetraut hätte: Comödiantin! und sprach trotz der rührendsten Bitten kein Wort mehr. Mein Stiefvater kam dazu; die Härte meiner Mutter machte mich, ich schäme mich, es zu gestehen, hart gegen sie, unkindlich hart; ich erzählte dem Stiefvater, halb klagend, von meinem Vorhaben. Er stutzte; dann sagte er höhnisch: „In Dir wirkt wohl die Narrheit des verrückten Theresius nach?“ Dann aber setzte er gleichmüthig und mich von allen Seiten betrachtend fort: „Indeß, wenn Du einmal willst — es könnte auch sein, daß Du Talent hättest, hübsch genug ist die kleine Person, Du könntest Dein Glück machen!“

„Wie!“ schrie meine Mutter, „mein Kind, eine Werdenberg, Comödiantin?“

Der Stiefvater runzelte die Stirn: „Quel bruit pour une omelette! Ich begreife nicht, meine Liebe, was Du dagegen haben kannst? Marie ist verständiger, als Du; was soll sie hier? Hier bekommt sie doch nie einen Mann, und was den Adel betrifft, nun, da hilft man sich mit einem nom de guerre; es versteht sich von selbst, Marie, daß Du nicht als Fräulein von Werdenberg auftrittst!“

Ich schwieg; meine Mutter schwieg auch.

„Die Sache ist abgemacht!" sagte mein Stiefvater.

Traurig schlich ich mich in die Bücherei, warf mich in den Lehnstuhl, in dem mein greiser Freund gestorben war, und weinte die halbe Nacht hindurch, bis mich die alte Magd meiner Mutter holte und mich zu Bette brachte.

Am andern Morgen ließ mich meine Mutter rufen. Sie war weich und zärtlich, wie in früheren Tagen, mein Herz schmolz zusammen vor ihrem milden Wort; ich war bereit, ihr alle meine Pläne zu opfern. Aber sie sprach unter tausend Küssen: „Gehe hin, Du liebes Kind; es ist besser, Du gehst, ich erkenne es wohl. Ach! ich ahne, welchen Prüfungen Du entgegen gehst, mein armes Kind; aber ich habe, ich allein habe Deine Zukunft vernichtet; ich darf Dich nicht noch hindern, Dir selbst eine neue zu gründen. Geh', meine liebe, liebe Marie, geh'; aber wenn Du auch nicht den edlen Namen Deines Vaters trägst, den er und so Viele vor ihm mit Ehren getragen, so erinnere Dich doch immer, daß Du eine Werdenberg bist; ich kann Dir Nichts mitgeben auf Deinen Weg, als meine Thränen und meinen Segen!"

Von dieser unvergeßlichen Stunde an hatten sich die Verhältnisse geändert; die wieder erwachte Liebe meiner Mutter, die mir so neu, so be-

glückend war, fesselte mich und schwächte die Festigkeit meines Entschlusses. Auch mein Stiefvater schien seine Ansicht geändert zu haben; er meinte, es sei doch so eilig nicht mit meiner Abreise; aber meine Mutter redete mir mit einer fieberhaften Aengstlichkeit zu und mahnte zur Abreise mit einer mir damals unerklärlichen Hast.

Später erst wurde mir die liebende Angst meiner Mutter klar. Sie fürchtete, mein Stiefvater habe schlimme Dinge mit mir vor, wolle mich mit einem reichen Manne verheirathen, um so neue Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaft für's Spiel zu erhalten, vielleicht fürchtete sie noch Schlimmeres.

Der Tag meiner Abreise war da; zum letzten Male weinte ich mit meiner armen Mutter, zum letzten Male küßten mir die treuen Diener, die Zeugen des Verfalls eines edlen Hauses, die Hände. Wie würden die treuen Seelen erst geklagt haben, wenn sie gewußt hätten, daß ihr gnädiges Fräulein hinginge, eine Comödiantin zu werden. Sie wußten nur, daß ich zu fremden Leuten müsse; schon das brach ihnen fast das Herz. Das Andenken an meinen Vater war mächtig in ihnen Allen, und in die treuherzigen Segenswünsche für mich mischte sich manch zorniges Wort über meinen Stiefvater. Zuletzt kam noch der lange Friedrich, meines Vaters Büchsen-

spanner; er brachte mir einen schönen Hund und bat mich, das Thier mitzunehmen; es sei eine edle Race und stamme von dem Lieblingshunde des seligen Herrn. Ich konnte diese Liebesgabe nicht zurückweisen, und ich stieg in den Wagen, ohne in meiner Kümmerniß nach dem Namen des Hundes zu fragen, der sich ruhig zu meinen Füßen niederlegte und mit seinen großen ernsten Augen an mir aufsah. So schied ich von dem Schlosse meiner Väter und habe es nie wieder gesehen.

Mit einem kleinen, nicht sehr schweren Koffer, einem Pappschächtelchen, meinem großen Hunde und einer Börse mit 16 Pistolen kam ich in der kleinen Residenz, dem Wohnort der Schauspielerin, an. Ich war fast neunzehn Jahre alt und zum ersten Male in einer Stadt. In dem Gasthause, in dem ich abgestiegen, fragte ich nach Madame Silber. Man kannte sie nicht. Ich wunderte mich, daß man eine so berühmte Schauspielerin nicht kenne, und sagte das dem Wirth. „Ja, sehen Sie, mein gutestes Mamsellchen," antwortete der Wirth, im süßesten Sächsisch singend, „ja, sehen Sie, um die Comödianten da bekümmern wir uns nicht sehr; aber, ich will doch sehen, ob ich Ihnen nicht dienen kann. Unten sitzt der Doctor Morgenstern, der läuft immer mit den Comödianten, und der wird auch wissen, wo die Madame Silber wohnt!"

Verwundert hatte ich dem Wirth zugehört; diese Mißachtung der hohen Kunst empörte mich gewaltig. Guter Vetter Theresius, was würdest Du sagen, wenn Du dieses Mannes schnöde Worte vernommen! sprach ich zu mir selber. Da erschien statt des Wirthes ein großer schöner Mensch mit dunkelen geistvollen Augen und leichtsinniger Miene. Er machte mir ein artiges Compliment, nannte sich Doctor Morgenstern und bat um die Erlaubniß, mich zu Madame Silber führen zu dürfen. Unbefangen folgte ich ihm. Aus tausend Augen schaute uns kleinstädtische Neugierde nach auf unserem Wege. Ich begriff Nichts von den unverschämt zudringlichen Blicken und dem halblauten Geflüster der Leute, aber es verletzte mich.

In einem unaufgeräumten Zimmer, hinter einem Tisch, auf dem eine zerbrochene braune Kaffeekanne neben einigen Butterbrotresten stand, erhob sich Madame Silber. Es war eine jener colossalen Gestalten, die man nur mit einer Art von Schrecken in Frauenkleidern sieht. „Willkommen, Doctor!" rief sie mit tönender Stimme, „Wen bringen Sie mir da?" Verschüchtert stand ich an der Thür; ich sah den Doctor flehend an. Nach einem rapiden Blick verstand er mich, er grüßte leicht, und mit einer Art von nur halbverständlicher Entschuldigung entfernte er sich rasch.

Als die Thür hinter ihm in's Schloß fiel, trat ich der großen Dame, die etwas verwundert aussah, einen Schritt näher und sagte: ich sei Marie von Werdenberg, des Grafen Theresius Wellingsbüttel Nichte! Jetzt umarmte mich die gute Frau und weinte bitterlich dazu; ihre Thränen galten dem Andenken des Grafen. Ich hätte die colossale Gestalt so weicher Empfindungen kaum fähig gehalten. In einer Stunde war Alles zwischen uns geordnet; ich sollte bei ihr wohnen und das Theater kennen lernen. Nach einer Stunde erschien auch Doctor Morgenstern wieder; ich wurde ihm als Demoiselle Marie Berg, Nichte der Madame Silber, vorgestellt, und er hatte so viel guten Ton, sich nicht merken zu lassen, daß er weder an die Verwandtschaft, noch an meinen Kriegsnamen glaubte. Dieser Doctor Morgenstern war Einer von jenen, sonst nicht seltenen, geistreichen Männern, die, durch eigene Schuld meist, aus ihrer Lebensbahn gedrängt, auf der sie es mit einiger Energie bis zu Staatsmännern und Diplomaten gebracht haben würden, Ersatz für das Verlorene in den kleinen Intriguen des Theaterlebens suchen und oft finden. Ich bin ihm viel Dank schuldig. Anfänglich machte er mir den Hof; dann aber, von der Schönheit einer andern Dame gefesselt, suchte er mich mit aufrichtigem Wohlwollen in meinen Plänen zu fördern. Meine

Beschützerin erkannte in den ersten Tagen gleich, wie weit mein Talent reiche, und sie war so ehrlich, mir gerade heraus zu sagen, daß es kein bedeutendes sei; doch setzte sie gutmüthig hinzu: es könne sich später entwickeln. „Für tragische Rollen sind Sie nicht, liebe Marie, Sie sind zu klein, und Ihre Stimme ist zu schwach. Indessen, das Alles ließe sich vielleicht überwinden; aber es fehlt Ihnen das Feuer, die Leidenschaft. Sie sind sanft und verständig, Sie erwärmen sich wohl für den Dichter und sein Werk, aber Ihre Seele glüht und flammt nicht, Sie werden das Publicum nicht mit sich fortreißen. Doch, der Dichter braucht auch verständige Darsteller für den Contrast und zu manch anderem Zweck; können Sie Sich resigniren zu solchen oft sehr wichtigen, aber fast immer undankbaren, Rollen, so werden Sie gewiß mancher Gesellschaft ein willkommenes Mitglied sein." Ich glaubte, diese Resignation zu haben, obgleich ich wohl große tragische Heldinnen ganz passend für mich gefunden hätte. Etwas gedrückt begleitete ich Madame Silber nach einigen Tagen in das Ankleidezimmer. Man gab die Jungfrau, Madame Silber die Königin Isabeau; die Damen vom Theater empfingen mich, einige hochmüthig, andere unverschämt vertraulich; sie mißfielen mir Alle. Ich fand es empörend, daß Männer, Schauspieler und Theaterfreunde aus

der Stadt ab und zu gingen, während sich die Schauspielerinnen ankleideten; widerwärtig erschien mir die Klätscherei und das Gezänk der Damen unter sich, und ich dankte Gott, als ich endlich durch die Gitter einer kleinen Prosceniumsloge schaute in das mäßig gefüllte Haus. Es war ein kleines Hof-Theater; eine stehende Gesellschaft unterhielt der regierende Herr nicht; aber jährlich ein paar Wintermonate erlaubte er einer oder der anderen vacirenden Gesellschaft, in seinem Theater zu spielen, gab seine Kapelle zur Musik und einen kleinen Geldbeitrag. Das Publicum der Residenz war nicht besonders kunstsinnig, und wenn die Gesellschaft abzog, geschah es fast immer mit Hinterlassung nicht unbeträchtlicher Schulden. Madame Silber und noch einige Herren und Damen gehörten nicht diesen Gesellschaften an; sie hatten ihren festen Wohnsitz in der Residenz und erhielten aus dem Vermächtnisse eines verstorbenen theaterlustigen Fürsten kleine Pensionen, die ihnen aber die Verpflichtung auflegten, wenn es höchsten Orts gewünscht werde, mitzuwirken. Die Theater-Unternehmer rechneten stets darauf, weil die Mitwirkung dieser Kräfte ihnen Gage ersparte. Ich will Sie nun mit den weiteren Details verschonen, liebes Kind, und nur kurz erwähnen, daß ich jeden Abend in's Theater ging und bei dem stets wachsenden Widerwillen gegen

Schauspielerinnen und Schauspieler dennoch die Lust nicht verlor, öffentlich aufzutreten.

Am ersten Tage schon war mein Hund der Liebling der Madame Silber und des Doctor Morgenstern geworden. Er hatte sich gravitätisch niedergestreckt zu meinen Füßen und beide Vorderpfoten auf ein offenes Buch gelegt, das vom Tische gefallen sein mochte. Der Doctor nahm das Buch auf und sagte lachend. „In der That, dieses Thier studirt den Hamlet!" Von da an nannten wir den Hund Hamlet, in der Stadt aber hieß das auffallend schöne Thier bald der „Komödiantenhund;" denn wenn ich zur Probe oder zur Vorstellung im Theater war, so lag Hamlet gar ernst vor der Thür, bis ich wieder erschien. Nach sechs Wochen meines Aufenthaltes in der Residenz ging plötzlich eine der Schauspielerinnen ohne Gruß und Abschied mit einem hübschen Jungen aus der Stadt davon. Die Direction war für den ersten Abend in Verlegenheit; ich übernahm die Partie und spielte sie zur Zufriedenheit. Das Publikum war leicht zufrieden zu stellen, und ich war nicht ängstlich, sondern sehr zuversichtlich. Madame Silber schüttelte den Kopf. „Ich wollte, Sie wären ängstlich gewesen," sagte sie; „Angst ist doch Leben, aber Sie waren kalt, eiskalt." Ich war empfindlich. Nach und nach erhielt ich mehre Rollen, natürlich fast im=

mer mehr als unbedeutend." Die Herren drängten sich an mich und machten mir Erklärungen, die mir lächerlich, abgeschmackt schienen und mich doch ärgerten; die Damen klagten über meinen Hochmuth und verspotteten und verlästerten mich aufs Grausamste. Ich ließ weder Verdruß, noch Aerger sehen und war unter ihnen nach drei Monaten eben so fremd, wie am ersten Tage. Der Director aber mochte mich für ein nützliches Mitglied halten, mein rapides Gedächtniß konnte ihn über manche Lücke helfen; als die Gesellschaft die Residenz verließ, engagirte er mich. Weinend entließ mich die gute Silber, sie liebte mich wirklich und sah mein Elend voraus. Nach vier Wochen war sie gestorben, und ich hatte auf der Welt kein Wesen, auf das ich mich verlassen konnte, außer Hamlet, meinen Hund. In der kleinen Stadt, wo wir im Frühling spielten, ging es gut. Der Director hatte viel Aufmerksamkeit für mich, und ich ließ seine Courmacherei für Scherz gelten. Als er aber wieder zu einigem Geld gekommen, löste er seine Frau und seine Garderobe aus, die in der Residenz in Versatz geblieben waren, und nun änderte sich meine Lage. Der Director mißhandelte mich, weil ich seine Anträge kalt zurückwies, die Directrice mißhandelte mich, weil sie eifersüchtig auf ihren Mann war, die Schauspielerinnen mißhandelten mich, weil ich

Nichts gemein hatte mit ihnen, und die Herren lachten dazu, weil ich keinem von ihnen das Recht geben wollte, mein Beschützer zu sein. Selbst der Souffleur war mir feindlich, weil ich ihm nicht schmeichelte. Ich hatte nur Hamlet, meinen treuen Hund. Das war eine entsetzliche Zeit, ein langer, langer Sommer voll Jammer und voll Thränen! Dabei kam die Gesellschaft immer mehr und mehr herunter und wurde immer bettelhafter. Wer sich von dem Personal einigermaßen selbst helfen konnte, der ging davon, und als gegen den Herbst in einer kleinen bayerischen Stadt der Director die Nachricht aus der mehrgenannten Residenz erhielt, er dürfe diesen Winter nicht auf dem Hoftheater spielen, da Se. Durchlaucht zu ihrem größten Mißvergnügen in Erfahrung gebracht hätten, daß er leichtsinniger Weise Schulden hinterlassen, da lief die Gesellschaft auseinander. Ich hatte den ganzen Sommer hindurch keine Gage bekommen. Wenn ich schüchtern bat, wurde mir geantwortet: die Kasse ist jetzt leer, nächste Woche! Als ich nun jetzt bei der Auflösung der Gesellschaft meine Gage forderte, lachte mir der Director ins Gesicht, und seine Frau belegte mich mit den pöbelhaftesten Schimpfworten. Das Geld, das ich von Werdenberg mitgenommen, war bis auf einige Thaler verzehrt, und ich war einen Monat für Kost und Wohnung schuldig. Mein

Wirth, ein grober Bayer, sagte mir kurz, er habe mein Zimmer anderweit nöthig, und als ich ihm bekannte, daß ich kein Geld habe zum Bezahlen, lachte er grimmig und meinte, es wäre ihm schon recht, warum habe er sich mit dem Comödiantenpack eingelassen, da käme ein Christenmensch stets zu Schaden. Plötzlich aber schien er sich zu besinnen und meinte: „Er wollte seine Forderung streichen und mir noch ein paar Gulden drauf geben, wenn ich ihm meinen Hund lassen wollte." Das vermochte ich nicht; er handelte lange, endlich nahm er meinen Koffer und mein weniges Geld an und ließ mich mit meinem Hunde ziehen. Ich ging durch das nächste Thor zur Stadt hinaus; wohin ich ging, wußte ich nicht. Es war ein heller Herbsttag; draußen begegneten mir viele Leute, die mich verwundert ansahen, stehen blieben und mir nachsahen. In einem Strohhütchen und einem schwarzen seidenen Mäntelchen schritt ich neben dem Fahrwege dahin, mein Hamlet ernst an meiner Seite, mir zuwedelnd, die Hand leckend, als wolle er sagen: Fürchte Nichts, ich bin da!

Wie lange ich gegangen, weiß ich nicht. Endlich setzte ich mich erschöpft nieder unter einen Baum, der am Wege stand. Ich fühlte mich namenlos elend und vermochte doch nicht zu weinen, es war mir, als müßte mir das Herz zerspringen. Da näherte sich mit Geklingel und Peit-

schenknall ein langer Zug bepackter Frachtwagen. Die Fuhrleute gingen faul und verdrossen neben ihren Wagen her. Sie machten plumpe Späße über das Mädchen, das mit seinem Hunde unter dem Baume saß und riefen mir unfeine Worte zu. Ich achtete eben so wenig drauf, wie Hamlet auf das Anbellen ihrer häßlichen, spitzschnauzigen Hunde. Der letzte Wagen hielt mitten auf der Straße, gerade meinem Baum gegenüber, still, und der Fuhrmann kam zu mir herüber. „Kann ich Sie mit Was dienen, Mamselchen, hören Sie", fragte der alte Fuhrmann freundlich „Sie sein wohl müde geworden? setzen Sie Sich mit auf meinen Wagen und fahren Sie mit nach Plauen 'nein, oder so weit Sie wollen; wir fahren auf Leipzig!" Mechanisch stand ich auf. „Herr Jesus!" rief der alte Mann, meinen Arm fassend, „Sie können ja nicht mehr stehen, kommen Sie!" Er führte mich an den Wagen und hob mich auf einen bequemen Platz, zwischen zwei Waarenballen. Dann holte der barmherzige Samariter im blauen Kittel aus seinem Kober ein Stück weißes Brot träufelte aus seiner Flasche einige Tropfen Branntwein darauf und steckte es mir gutmüthig in den Mund. Ich hatte seit fast vier und zwanzig Stunden nichts gegessen, diese Erquickung stärkte mich, ich vermochte, dem guten Manne zu danken. Er aber sagte: „Ja!

lassen Sie's nur gut sein, Mamsellchen, hier, essen Sie und trinken Sie ein Schlückchen dazu und füttern Sie auch Ihren Hund!" Er setzte seinen Kober neben mich. „Das ist ja ein wahres Prachtstück von einem Hunde, wie heißt er denn?" Hamlet! sagte ich. Jetzt lachte der Alte gutmüthig „ist das ein närrischer Hundename! Bei uns in Leipzig haben wir eine Komödie, die heißt Hamlet, sie ist sehr traurig, der Hund gefällt mir besser, aber ich verstehe Nichts davon!" Der Fuhrmann nahm nun seinen Sitz ein, und wir fuhren weiter. Von Zeit zu Zeit drehte sich der Alte um, und nickte mir zu. Endlich, als es einen Berg hinauf ging, stieg er ab und begann aufs Neue mit mir zu sprechen." „Hören Sie, mein gutes Mamsellchen, wo wollen Sie denn eigentlich hin so alleine? Sehen Sie, ich bin nicht neugierig, aber als ich Sie da vorher unter dem Baume sitzen sah, so verlassen, da mußte ich an meine Pauline denken, und Sie können Sich ganz auf mich verlassen!" Ich sagte, ich sei Schauspielerin und wolle in Leipzig Engagement suchen. „Herr Jesus!" rief der Alte erfreut, „wie sich das trifft; nein, mein gutes Mamsellchen, da fahren wir zusammen auf Leipzig! Meine Pauline und meine Alte sind ja auch mit bei der Comödie! Wie, ihre Tochter ist Schauspielerin? rief ich. „Nein, so eigentlich nicht", lachte der Alte, „sehen Sie, mein gutes

Mamsellchen, weil meine Frau die Zettel mit hat und die Schlüssel zu den Logen, da haben wir die Pauline das Frisiren lernen lassen, und sie macht den Schauspielerinnen die Haare!" Doch genug — ich kam mit meinem ehrlichen Blaukittel nach einer Reise von sechs Tagen glücklich in Leipzig an und wurde von seiner Frau, der Logenschließerin, und seiner Tochter, der Coiffeuse des Theaters, mit sächsischer Freundlichkeit empfangen; wunderten sich auch Beide keineswegs über mein armseliges Auftreten, waren bewandert in Theater-Verhältnissen.

Eine Coiffeuse und eine Logenschließerin sind oft gar mächtig an einem Theater. Am andern Tage schon empfing mich der Director, hörte mich an und versprach mir eine Probe-Vorstellung. Drei Tage darauf spielte ich eine Zofe in irgend einem Ritterspectakelstück. Aufsehen konnte ich in meiner Rolle nicht machen, aber ich verdarb auch Nichts. Vermuthlich brauchte man gerade Jemanden für dieses Fach, und ich wurde mit einer Gage von wöchentlich fünf Thalern angestellt. So spielte ich nun Monate lang solche kleine Rollen stets zur Zufriedenheit des Publicums, lebte kümmerlich, um meine Garderobe etwas in den Stand setzen zu können; aber ich war unglücklich, denn ich sah, daß ich nicht vorwärts kam, und daß die Direction auch gar nicht die

Absicht hatte, mich vorwärts kommen zu lassen und mir andere als untergeordnete Rollen anzuvertrauen. Zugleich begannen auch die Quälereien der Herren wieder; die unverschämtesten Anträge wurden wir gemacht. Jeder Esel, jeder Dummkopf glaubt sich berechtigt, einer Schauspielerin Anträge zu machen. Mir in's Gesicht sagte ein Geck, den ich derb abgewiesen: „Was soll denn Das heißen? Ich dächte, einer Comödiantin müßte jeder Liebhaber willkommen sein!" Selbst in meiner Wohnung war ich nicht sicher. Der Regisseur verfolgte mich auch dahin; in seiner Brutalität wollte er mich umarmen; ich schrie um Hülfe, und plötzlich lag er am Boden, und grimmig knurrend stand Hamlet über ihm. Ich befreite ihn von dem Hunde. Er schlich ängstlich davon, incommodirte mich auch nicht wieder; aber er war mein unversöhnlicher Feind. Es ist sehr schlimm für ein armes Mädchen, in solchen Verhältnissen den Regisseur zum Feinde zu haben. Die nichtswürdigen Quälereien länger zu ertragen, ging über meine Kräfte; ich konnte nicht mehr und schrieb an meine Mutter. Wochen vergingen in banger Erwartung; da erhielt ich den Brief, mit dem Postsiegel verschlossen, zurück, und den amtlichen Vermerk: retour wegen Ablebens der Adressatin. Jetzt mußte ich beim Theater bleiben, wenn ich nicht stehlen oder betteln wollte.

O! wie gern wäre ich damals gestorben; aber der Tod kommt selten zu Denen, die ihn laden!

Einige Zeit darauf bemerkte ich bei den Proben und Vorstellungen einen stattlichen Herrn, der sich en maître zwischen den Gesellschaftsmitgliedern bewegte und den Director oft sehr kurz behandelte. Aus dem Geflüster entnahm ich, daß es ein reicher Leipziger Kaufmann sei, der dem Director bedeutende Summen vorgestreckt. Eines Abends trat er in einem Zwischenact auf mich zu und fragte sehr höflich: „Werden Sie Sich nicht bald an einer größeren Rolle versuchen, Demoiselle Berg? Sie spielen recht artig, Sie haben Geschmack; ich möchte wohl sehen, ob Sie nicht Besseres leisten könnten?" Ich antwortete ihm, daß ich nur die Rollen spielen könne, die man mir zuweise. „Lassen Sie mich machen!" entgegnete er, und ging. Am andern Tage schon erhielt ich eine bedeutendere Rolle; ich spielte sie und errang einigen Beifall. „Sehen Sie, es geht!" flüsterte der Kaufmann; aber er flüsterte nicht allein. Ich spielte größere Rollen von nun an; der Director erkundigte sich nach meinen Wünschen, der Regisseur, dem von meinem Hamlet so übel mitgespielt, schien sich alles Grolls begeben zu haben und war mein gehorsamer Diener. Der Kaufmann, mein Beschützer, sagte mir Artigkeiten; aber je artiger er wurde, desto zurückhaltender

wurde ich; denn Pauline hatte mir verrathen, daß man mich allgemein für die Geliebte des Kaufmanns halte. Die Augen waren mir aufgegangen, ich vermied ängstlich seine vertraulichen Annäherungen; er ließ nicht ab, mir Gefälligkeiten zu erzeigen. Die gute Silber hatte Recht gehabt; so viel Mühe ich mir gab, mein Spiel ließ das Publicum kalt, und selten errang ich ein Beifallszeichen; aber ich war vergleichsweise glücklich, bis mein Beschützer dringender wurde, und ich ihn geradezu abweisen mußte. Danach war ich gefaßt auf meine Entlassung; doch ich hatte mich verrechnet. Der Kaufmann war viel zu stolz, um sich merken zu lassen, daß er von mir abgewiesen. Im Gegentheil, er verdoppelte seine Aufmerksamkeiten für mich und bestärkte auf alle Weise den Glauben, daß ich seine Geliebte sei. Seine Rache sollte mich schwer treffen. Wochen vergingen. Da, eines Morgens, schickte mir der Director die Rolle der Ophelia. Das war das Höchste, was mir bis jetzt zu Theil geworden. Bei den Proben geht Alles gut, wenigstens spricht Niemand einen Tadel aus. Die Vorstellung beginnt; ich trete mit großer Zuversicht auf die Bühne. Sei es nun, daß ich mich ganz vergriffen hatte in dem Charakter, ich will's jetzt gern glauben, sei es, daß mir selbst die glücklichste Auffassung Nichts geholfen hätte; man lachte im

Publicum; erst lachten Einzelne, dann schien die Heiterkeit allgemein zu werden. Man rief mir zu: lauter! lauter! Ich sprach stärker, und je stärker ich sprach, desto stärker wurde das Lachen. Einige Stimmen verlangten Ruhe, und unter Tumult ging ich ab. „Sie sind mir eine schöne Ophelia!" höhnte der Regisseur. „Haben Sie denn den Verstand verloren, Demoiselle?" schnaubte mich der Director an, „was schreien Sie denn so fürchterlich, merkten Sie denn nicht, daß der Ruf: lauter! ironisch gemeint war?" Ich weiß nicht, wie's zuging, daß ich das Alles ertrug. Als ich wieder hinaustrat, empfing mich das Publicum, ehe ich nur den Mund öffnen konnte, mit einem schallenden Gelächter. Ich war resignirt, ich sprach meine Rolle; die Mitglieder lachten, das Publicum lachte, Alles lachte bis auf die Coulissenschieber. So ging's die ganze Vorstellung hindurch! „Ein heitrer Hamlet in der That!" sagte der Kaufmann zu mir, als ich endlich die übermenschliche Marter überstanden hatte und mich entfernen wollte. „Haben Sie Dank für den heitern Abend, schöne Ophelia, jetzt sind wir wett!" fügte er flüsternd hinzu. „Ich hoffe, daß Sie Sich nie wieder hier sehen lassen!" schrie mir der Director wüthend nach.

Ich war wieder allein mit meinem treuen Hamlet. Das Andere gehört nicht zur Sache; ich will Ihnen

nur sagen, daß der Kaufmann durch dritte Hand mich der städtischen Behörde als nahrungslose Comödiantin denuncirte, und daß ich in Gefahr war, durch den Bettelvoigt über das Weichbild der Stadt Leipzig gebracht zu werden. Die Menschen gedachten es böse mit mir zu machen, aber Gott fügte es gnädig; Freunde meines Vaters fanden mich; sie nahmen mich auf, mich und meinen Hund. Durch sie kam ich an den Hof der durchlauchtigsten Mutter meiner Fürstin, und so bin ich nun hier. Das ist die Geschichte des großen Hundes!"

Es war tief in der Nacht, als Florian die Hofdame verließ. So lange er an dem kleinen Hof weilte, hat er keine bessere Freundin gehabt, als Fräulein Marie, und als er fortging von dort, hat er noch lange freundschaftliche Briefe mit ihr gewechselt, bis er vor Kurzem ein Paket erhielt mit allerlei kleinen Andenken, darunter das Halsband des großen Hundes Hamlet und dem kleinen grauen Theaterzettel. Fräulein Marie war todt, und das ihr Vermächtniß an den Dichter.

nur sagen, daß der Kaufmann durch seine Bank mich einer städtischen Behörde als nahrungslose Vagabondin denuncirte, und daß ich in Gefahr war, durch den Bettelvogt über das Weichbild der Stadt Leipzig gebracht zu werden. Die Menschen gedachten es böse mit mir zu machen, aber Gott fügte es gnädig; Freunde meines Vaters fanden mich; sie nahmen mich auf, mich und meinen Hund. Durch sie kam ich an den Hof der russischen Kaiserin Mutter, in einer Stellung, und so bin ich nun hier. Das ist die Geschichte des großen Franzosen!"

Es war spät in der Nacht, als Florian die Hofdame verließ. Wie lange er an dem kleinen Sopha neben ihr gesessen, hat er keine Stunde gewußt, als Fräulein Marie; und als er fortging von dort, hat er noch lange freundschaftliche Briefe mit ihr gewechselt, bis er vor kurzem ein Paket erhielt mit allerlei kleinen Andenken, worunter das Halsband des großen Franzosen und dem kleinen grauen Ueberröckchen. Fräulein Marie war todt, und das ihr Vermächtniß an den Dichter. Was

Ein Stück Soldatenleben im Frieden.

Eine Liebesgeschichte.

1.

Hart an der Oesterreichischen Gränze war's, in einem Dorfe Oberschlesiens, da lehnte vor dem Kretscham eine Abtheilung preußischer Ulanen an ihren Pferden. Unliebes Wetter! Die Sonne war am Untergehen, und ein nasser Wind pfiff in den schwarzweißen Fähnlein der fest in den Boden gestoßenen Lanzen und riß in den Wolken, die trüb und grau den Himmel bedeckten.

Die jungen Reiter aber waren trotz der Aussicht auf ein nasses Bivouac in nächster Nacht lustig und guter Dinge; Der strich sich den starren Schnurrbart stattlich, Jener rief den vorübergehenden Bauerdirnen ein zierlich wasserpolackisch Compliment nach, die Meisten aber machten sich eifrig zu thun um die stämmige Tochter des Kretscham's, und: Prosto! Prosto! war das Wort, das am häufigsten wiederkehrte in der galanten Conversation, welche die Lanzenreiter mit der Dirne führten. Prosto! scholl es hier, Prosto! klang es dort, und Annemiedel mußte sich tüchtig tummeln, wenn sie zugleich die Artigkeiten

ihrer Gäste erwiedern und die trocknen Kehlen derselben mit Prosto befeuchten wollte.

Prosto ist übrigens, zu Nutz und Frommen nicht wasserpolackischer Leser sei es bemerkt, Nichts weiter, als bescheidener Kartoffelschnaps.

So standen die Reiter und tranken und scherzten derb; da tönte plötzlich das schallende Commando: An die Pferde! und in selbigem Augenblicke flog auf stattlichem Schweißfuchs der jugendliche Führer der Schaar vor die Front. Die Ulanen hatten, wie's Wetter, die Czapka auf's Haupt geworfen und standen, unbeweglich wie eine Bildsäule, an ihren Rossen.

„Fertig zum Aufsitzen!" commandirte mit heller Stimme der junge Unteroffizier. „Aufgesessen!" warf dann sein schönes Pferd gewandt herum, sprengte vor den Kretscham, stürzte in einem Zug das gefüllte Glas hinunter, das Annemiedel, im ganzen breiten Gesicht schmunzelnd, ihm reichte, zahlte in einem Wurf seine und seiner Reiter Zeche, ließ sein Roß hoch aufbäumen und commandirte: „Zu Zweien, rechts brecht ab! Marsch! Trab!"

Drei gewaltige Bogensätze brachten den Führer an die Spitze des Zuges. Dahin trabten die Reiter, und bald verlor Annemiedel, die den schmucken Kriegern mit vorgehaltener Hand nachsah, die wehenden Lanzenfähnlein aus den Augen.

So trabten die Reiter hinein in den Dämmer des Abends und den feinen Strichregen, der mit dem Dunkel immer stärker wurde.

Auf den Höhen, die hier die Abdachungen des Landrückens bildeten, stellte der Führer seine Vedetten aus, bis er endlich, sich in eine Terrainfalte zurückziehend, dort seine Schaar absitzen ließ. Nur die Pferde boten hier den Reitern einigen Schutz gegen den immer stärker niedersickernden Regen, und doch saßen die Ulanen lustig mit ihren dampfenden Pfeifen da und machten es sich bequem nach ihrer Art, obgleich eigentlich von Bequemlichkeit dort überall nicht die Rede sein konnte.

Der junge Führer der Schaar, ein kleines, nettes Kerlchen mit sorgfältig gepflegtem Haar und zierlichem Bärtchen an der Oberlippe, stieg unfern von den Ulanen mit mächtigem Schritt auf und nieder und suchte dem freundlichen Blick seiner Augen, so wie dem lebhaften Mienenspiel seines hübschen Jünglingsgesichtes einen möglichst schwermüthigen, oder gar verzweifelten Ausdruck zu geben.

Fühlte sich nicht heimisch bei den Ulanen, der hübsche Junge, hatte zu Herrnstadt gestanden bei den schwarzen Husaren, und war allerlei unliebsamer Affairen halber von dort weg, gegen seinen Willen, zu den Ulanen versetzt worden. Lustige

Cameraden und Zechgenossen hatte der junge Husar verlassen zu Herrnstadt, und vielleicht war auch noch ein liebes blaues Augenpaar naß geworden, als er des Todtenkopfes dräuendes Zeichen ablegte; wenigstens glaubte er's, und das war genug für den armen Jungen, um sich unglücklich fühlen zu dürfen unter den Speerreitern, unter denen er noch fremd war.

Der Wind pfiff schneidend über die Hügel und rauschte durch die Schlucht, in welcher der junge Martissohn auf und niederschritt, das lockige Haupt gar unsoldatisch auf die Brust gesenkt und die Hände in den weiten, in einander gesteckten grauen Mantelärmeln ringend, und zwar gerade so heftig ringend, wie die Aermel es gestatteten.

Der alte Unteroffizier Citas aber, der schon zwanzig Jahre diente und unsern Helden lieb gewonnen hatte, um der feurigen Soldateska willen, die Jener oft schon an den Tag gelegt, der vernahm zu seiner wahrhaftigen Betrübniß, wie der junge Mann in Sturm und Regen hineinsprach mit sich selber:

„Weh' mir, wie bin ich zu beklagen —
O Himmel, deine Hand liegt schwer auf mir!
So laß mich Kunde doch erlangen,
Welch ein Verbrechen ich an Dir
Durch die Geburt einst schon begangen;
Denn keines andern bin ich mir bewußt."

Unteroffizier Citas richtete sich erst halb, dann ganz auf und trat mit einem langen Schritte zu dem Verzweifelnden, als dieser eben seinen Monolog sehr emphatisch mit den Worten schloß: „Frei ist, was athmet; ich nur bin ein Knecht!"

Verwundert schaute der junge Mann auf, als plötzlich der bärtige Citas in seinem Wege stand und ihn halblaut und gutmüthig tröstend also anredete: „Was nehmen Sie Sich denn so sehr zu Herzen? Lassen Sie's doch gut sein, Sie sind ja schon Unteroffizier, da ist von keinem Knecht die Rede, werden bald Offizier werden, haben Geld und sind jung; versündigen Sie Sich nicht durch solche Lamentationen! Kommen Sie her, ich habe da einen recht netten Kräuter-Magen, gießen Sie einen hinter die Knöpfe, und es wird Alles gut!"

Lachend ergriff der junge Mann die Flasche des grauhaarigen Cameraden und verschluckte einen ziemlichen Theil des Inhalts.

Citas schüttelte den Kopf; er konnte sich nicht gleich in solch wetterwendisch Wesen finden; bald aber hatte er den Schlüssel, lächelte, daß die Schnurrbartspitzen wagrecht abstanden, und sprach gutmüthig: „Jung Blut, leicht Blut!" Danach aber begann er eine von den alten Reiterfahrten zu erzählen, zu denen er noch niemals einen so aufmerksamen Zuhörer gefunden hatte, als unsern Helden.

Unter Gespräch und Regen verging die Nacht.

Gegen Morgen kam ein Offizier, der die Chaine beritt. Er plauderte einige Minuten mit dem jungen Unteroffizier. Im Abreiten noch sprach er: „A propos, Schütz, wissen Sie, daß Sie eine Eroberung gemacht haben? Ha! unsere göttliche Eugenie, unsere erste Liebhaberin, sagt Jedem, der's hören will, daß Sie ein charmanter Mensch wären. Verdamm' mich Gott, müssen Sie von den Husaren kommen, um dieses Herz zu besiegen, das allen Ulanenangriffen bis jetzt widerstanden. Adjes!"

Der Lieutenant trabte davon; Schütz aber dachte jener süßen blauen Mädchen-Augen in Herrnstadt, von denen er, freilich ohne irgend einen Grund zu haben, voraussetzte, daß sie nicht trocken würden von Thränen der Sehnsucht nach ihm, nach ihm allein! Doch war er immerhin ein wenig stolz auf die Eroberung, die er an Eugenien gemacht haben sollte; denn die Schauspielerin war ein prächtiges Weib, und wenn er das fabelhafte Glück bedachte, das er bis jetzt bei den Töchtern des Landes gemacht zu haben glaubte, so fand er die Eroberung auch gar so wunderbar nicht. Ja, er entsann sich, Eugenie hatte ihm schon verschiedene Avancen gemacht; denn, als er neulich in einer Gesellschaft Maria Stuart vorgelesen, hatte sie seinen Vortrag warm belobt.

Mit dem festen Vorsatz, der Schauspielerin einen Besuch zu machen bei ehester Gelegenheit, kehrte der junge Mann nach beendeter Felddienstübung in die Garnison zurück.

2.

Die Anwesenheit der wandernden Schauspielergesellschaft war ein Ereigniß in der kleinen Garnisonstadt; die Offiziere namentlich interessirten sich lebhaft für die Kunst Thaliens, und insbesondere für die Priesterinnen dieser Kunst, die ihren Tempel im Gasthof zum goldenen Löwen auf dem Markte aufgeschlagen hatte. Offiziere spielten die ersten Rollen mit; zwar nicht auf der Bühne, wohl aber in all den tausend kleinen Intriguen, die unzertrennlich von jeder Theatergesellschaft zu sein pflegen.

Der junge Schütz, den wir in seiner Verzweiflung auf der Feldwacht kennen gelernt, wurde schon halb und halb mit zu den Offizieren gerechnet, und das Interesse, das er wirklich an der dramatischen Kunst nahm, ließ ihn bald eine Hauptrolle in den Theaterangelegenheiten des Städtchens spielen.

Freigebig, weil er jung und reich war, wohlgelitten seiner Munterkeit halber, war er der Liebling des leichten Völkchens der Schauspieler geworden und galt schnell für den begünstigten Liebhaber der schönen Eugenie, deren nicht gemeines Talent der Stolz der Gesellschaft war.

Man sah die prächtige, schöne Frau an dem Arm des jungen Ulanen durch die Straßen gehen; man wußte, daß er seine dienstfreien Stunden meist in ihrer Gesellschaft zubrachte; man sah ihn mit militärischer Pünktlichkeit im Theater, und überdem machte Eugenie kein Hehl aus ihrer Vorliebe für den jungen Mann. — Das war für das Publicum der kleinen Stadt über und über genug, den schmucken Ulanen für den begünstigten Liebhaber der schönen Frau zu erklären.

Schütz gab sich auch nicht die Mühe, dem Gerücht zu widersprechen; war auch vielleicht ein wenig eitel darauf, und wenn er widersprochen hätte, so würde es Nichts geholfen haben; und doch war nie die Rede von Liebe zwischen der schönen Eugenie und dem jungen Manne.

Vielleicht hegte sie ein wärmeres Gefühl für ihn. Er bewunderte in ihr die Künstlerin, er fand sich geistig angeregt in ihrem Umgange; er las ihr vor aus unserer großen Dichter ew'gen Werken; jung und poetisch, schwärmte er für Freundschaft.

Eine schöne Schauspielerin und ein junger Ulan, und Nichts weiter als Freundschaft — die Stadt, die nicht daran glaubte, ist gewiß entschuldigt.

An einem freundlichen Herbstabend war es, als Schütz Eugenien nach Hause führte aus einer Gesellschaft, in der er mit großem Pathos und noch größerem Beifall Don Carlos vorgelesen. Die hohe, prächtige Frauengestalt schritt stolz an der Seite des schmucken Kriegers; sie setzte das Gespräch auf dem Wege fort, das die Vorlesung des Dichterwerkes angeregt; sie neigte das lockige Haupt halb hin zu dem jungen Manne, sie strahlte ihn an mit ihren dunklen Augen und lauschte eifrig seiner begeisterten Rede.

So schritten die Beiden über den Markt, der Straße zu, in der die Schauspielerin wohnte, und hatten nicht Acht, daß vor der Thür des Gasthofes an der Ecke ein Herr stand, der sie aufmerksam betrachtete, sich sichtlich aufgeregt bei dem Wirth erkundigte und ihnen dann in einiger Entfernung folgte.

Vor der Wohnung Eugenien's blieb Schütz mit seiner Freundin noch eine geraume Weile plaudernd stehen und hatte wieder nicht Acht, daß der Fremde sich hinter den Bäumen verbarg, die vor dem gegenüberliegenden Hause standen, und sie ängstlich fast beobachtete.

Endlich entfernte sich Schütz; der Fremde aber blieb auf seinem Posten unter den Bäumen, bis das Licht in Eugenien's Zimmer erloschen war.

Als Schütz am andern Nachmittage die Schauspielerin besuchte, fand er sie sehr aufgeregt, und sie klagte ihm, daß ein Mann aus Quedlinburg, der ihr schon dort Anträge gemacht, ihr hierher gefolgt sei und sie durchaus heirathen wolle. Dieser Herr habe sie mit eifersüchtigen Vorwürfen gequält, sich halb unsinnig gebehrdet, mit Selbstmord gedroht und sie wirklich in Angst gesetzt. Schütz sprach ihr Muth ein und brachte sie am Abend aus dem Theater, wie gewöhnlich, nach Hause.

Vor der Thür von Eugenien's Wohnung stand der Fremde; er schien sie erwartet zu haben.

„Eugenie, ich muß mit Ihnen reden!" sagte er hastig.

„Gehen Sie, Herr Blumberg!" entgegnete die Schauspielerin ernst; „nach meiner wiederholten Erklärung können Sie Nichts mehr mit mir zu reden haben. Bitte, lassen Sie mich eintreten!"

„Eugenie, Sie müssen mein sein, Sie sind mein!" erwiederte der verschmähte Liebhaber halb außer sich und stellte sich, durch die Hausthür in den Flurgang zurückweichend, vor die Thür von Eugenien's Zimmer.

Schütz, der bis jetzt geschwiegen, glaubte nun, sich einmischen zu müssen.

„Ich bitte Sie recht sehr, mein Herr, der Dame Platz zu machen!“ sagte er gebieterisch.

„Ich werde nicht von der Stelle weichen!“ antwortete Jener wüthend. Aber die jugendlich starke Faust des Ulanen warf ihn mit einem Ruck von der Thür weg in die alten Fässer und anderen Wirthschaftsgeräthe, die im Hintergrunde des Flurgangs zusammengestellt waren.

Eugenie sagte Schütz: gute Nacht! und schloß sich in ihr Zimmer ein. Bei dem Gepolter, das der Fall des Fremden in den Fässern verursachte, erschien die Hauswirthin mit einer Lampe, warf einen Blick auf die Scene, kehrte sich aber sogleich wieder um und sagte ganz laut und mit unverkennbarer Geringschätzung zu ihrem Manne: „Es ist Nichts; der Unteroffizier, der mit unserer Schauspielerin geht, hat den Fremden, der heute hier war, in die Fässer geworfen!“

Als Schütz sicher war, daß sich Eugenie eingeschlossen, half er gutmüthig dem Fremden aufstehen und führte ihn hinaus. Draußen faßte Dieser den Arm des jungen Mannes und sprach gepreßt zu ihm: „Sie sind es, Sie haben mir ihr Herz geraubt; ich kann nicht leben ohne Eugenie, ich will sterben; machen Sie Eugenie glücklich!“

„Sie irren Sich!“ entgegnete Schütz; „ich bin wirklich Eugenien's Liebhaber nicht; ich denke nicht

daran, sie zu heirathen. Besinnen Sie Sich, Herr!"

Der Fremde aber wurde immer heftiger und erklärte dem jungen Manne, er werde sich jetzt gleich tödten; denn er könne nicht leben ohne Eugenie. Schütz fühlte, ohne zu wissen, warum, unsägliches Mitleid mit dem schon ältlichen Manne und suchte ihm mit dem Eifer der Jugend die Selbstmordsgedanken auszureden. Im Dunkel der Nacht wanderte er mit ihm durch die schweigenden Straßen der Stadt, und der Jüngling bekämpfte mit allen Gründen der Vernunft und der Religion den furchtbaren Gedanken, mit dem sich der Fremde trug. Es gelang ihm auch nach und nach, den Mann zu beruhigen, der einen Trost darin zu finden schien, ihm die Geschichte seiner Liebe zu Eugenie zu erzählen. Er war Kaufmann gewesen in einer kleinen Provinzialstadt und hatte dort Eugenien gesehen; er hatte sich in sie verliebt. Sie hatte ihn abgewiesen, er hatte ihr seine Hand angeboten; sie hatte den Antrag mit großer Freundlichkeit ausgeschlageu, er hatte sich dadurch nicht abschrecken lassen, hatte sich mit seinen Kindern auseinandergesetzt, Hab' und Gut verkauft und war nun der Schauspielerin nachgezogen, mit der unbesieglichen Hoffnung, daß seine Treue Eugenien's Herz rühren werde, und nun, da ihn diese letzte

Hoffnung so bitter getäuscht, nun bleibe ihm Nichts übrig, als zu sterben.

Es war die alte, aber ewig neue Geschicht', die Dem, dem sie passirt, das Herz bricht. Als Schütz endlich lange nach Mitternacht den Fremden in seinen Gasthof gebracht, da war er fest überzeugt, daß Herr Blumberg, von der siegenden Gewalt seiner Rede und seiner Gründe niedergeschmettert, keinen Gedanken an Selbstmord mehr hege. Und der junge Mann, der war so stolz, so glückselig über Das, was er gethan, daß ihm das Herz bald gesprungen wäre vor innerer Lust, der er durchaus Luft machen mußte.

Die Gelegenheit ward ihm bald geboten; denn als er in das Haus, in dem er wohnte, eintreten wollte, da hörte er nebenan geübte Stimmen Chorus singen. Rasch trat er ein. Eine Zeche lustiger Gesellen saß da beisammen. Breslauer Studenten waren's, die aus den Ferien heimkehrten zur geisterspeisenden Viadrina. Und ein alter Schulfreund von Schütz saß mitten darunter, der warf sich jubelnd in dessen Arme, und alsbald war der ritterliche Ulan mitten unter den Helden von der Feder und that kräftig Bescheid in edlem Ungarwein, der die Augen hell und die Arme stark, und die Männer schnell und die Frauen schön macht — wie's in dem Liede hieß, das die Studenten sangen.

Es ward tüchtig gezecht; und Schütz, obwohl er noch ganz stattlich nach Hause ging und seinen Weg allein fand, versicherte seinem Burschen, der das gar nicht bestritt, zu wiederholten Malen sehr ernstlich: Das sei eine verdammte Lüge, daß der Ungarwein die Augen hell und die Männer schnell mache; denn ihm sei es ganz trübe vor den Augen, und er sei hundemüde, und ob der Wein Frauen schön mache, sei ihm ganz gleichgültig, da er keine Frau sei!

Der Bursch nickte zu Allem; und als er seinen Herrn zu Bett gebracht, da nickte er noch einmal und sagte mit pfiffigem Lächeln: „Prosto!"

Als Schütz am Morgen ziemlich spät erwachte und sich mit einiger Schwierigkeit der letzten Vergangenheit erinnerte, war er mit dem Liede über die Wirkungen des Ungarweins noch weniger einverstanden, als beim Zubettegehen. Er konnte heute gar nicht mehr begreifen, warum er sich gestern so gefreut, daß er Eugenien's altem Anbeter das Leben gerettet und ihn vom Selbstmord zurückgehalten; auch schämte er sich geradezu seiner Cordialität mit dem Breslauer Studenten, seinem alten Schulcameraden; denn er entsann sich, daß der ein ziemlich schäbiger Junge gewesen, den er niemals recht leiden gekonnt auf der Schule. Kurz, Schütz hatte den Katzenjammer.

Aeußerster Zustand; mehr pikant, als angenehm.

Indeß der Rittmeister hatte Erbarmen mit dem jungen Krieger, indem er ihn plötzlich zu sich bestellen ließ. Die Energie des Soldaten bewältigte den Jammer. Wie's Wetter war der Unteroffizier fertig und klirrte zu seinem Chef.

Nach einer halben Viertelstunde etwa trat der Unteroffizier Schütz in vorschriftsmäßiger Adjustirung und Haltung, den Säbel fest an die Seite gedrückt, wieder aus dem Hause des Rittmeisters.

Der junge Mann fühlte die wüthenden Kopfschmerzen kaum, die ihn sonst rasend gemacht haben würden. Er trug das Haupt hoch und stolz; denn der Rittmeister hatte ihm ein Commando gegeben, das er nicht jedem Offizier anvertraut hätte. Der junge Mann hatte zum ersten Male ein Offizier-Commando.

Um 11 Uhr mußte er aufsitzen; er hatte kaum noch eine halbe Stunde Zeit. Er besann sich, daß er Eugenien versprochen, sie auf den Jahrmarkt zu begleiten; er eilte, ihr abzusagen und sich zu entschuldigen. Als er in das Zimmer der Schauspielerin trat, fand er sie angekleidet und im Begriffe auszugehen. Sie wollte zur Probe. Er sagte ihr kurz, warum er käme, und reichte ihr seinen Arm, um sie bis zum Gasthof zum Löwen zu führen.

Dem jungen Mann war die Schauspielerin noch nie so schön erschienen. Ein knappes, schwarzes Sammetgewand ließ vortheilhaft die Weiße ihres Teints und die vollendete Formenschönheit und Fülle ihres Wuchses hervortreten.

Einige Schritte vor der Thür begegnete der Fremde dem schmucken Paare. In sichtlicher Verwirrung blieb er, ohne zu grüßen, stehen.

„Guten Morgen, Herr Blumberg!" rief ihm der Ulan gleichmüthig zu und dachte: Hm, ist doch ganz hübsch, daß Du den armen Kerl von seinen Selbstmordsgedanken zurückgebracht hast! Die ganze Stimmung des Ulanen war verändert, und er sagte zu sich selber: Mein alter Schulfreund, der Breslauer Student, ist eigentlich auch gar kein so unebener Kerl, hat sich sehr zu seinem Vortheil verändert!

Unter dem Zeichen des Löwen nahm Eugenie mit süßem Lächeln Abschied von ihrem Liebling, der zehn Minuten später an der Spitze von 25 Ulanen stolz, wie ein siegreicher Feldherr, die Stadt verließ.

3.

Etwa zwei Stunden, nachdem der junge Ulan so heiter die Stadt verlassen, saß Eugenie bei ihrem bescheidenen Mittagsessen in ihrer Wohnung.

Man meldete ihr Herrn Blumberg. Sie ließ ihm sagen, daß sie ihn nicht sprechen könne und wolle. Er ließ noch einmal dringend bitten; denn er wolle im Augenblick abreisen und habe ihr nur einige Worte noch zu sagen.

Eugenie, die mit dem unglücklichen Manne mehr Mitleid fühlte, als Groll gegen ihn hegte, entschloß sich, seinem Wunsch zu willfahren.

Hoch und prächtig trat die schöne Frau in das vordere Zimmer, unter dessen offener Thür, die Schütz gestern so ritterlich vertheidigt, der Fremde in einen Reisemantel gehüllt stand.

„Sie wollen abreisen, Herr Blumberg?" redete Eugenie den Mann an, „glauben Sie mir, daß —"

So weit nur konnte Eugenie reden; denn Blumberg unterbrach sie heftig und rief: „Ja, reisen will ich, aber nicht allein, sondern mit Dir!" Und in diesem Augenblick zog er ein Pistol unter dem Mantel hervor und feuerte es auf die Schauspielerin ab.

Die schöne, unglückliche Frau empfing den Schuß in die volle Brust. Mit einem halb abgebrochenen Weheruf trat sie einige Schritte zurück und sank dann in einen an der Wand stehenden Lehnsessel nieder.

In diesem Augenblick sprang ein Schauspieler, der auf demselben Flur wohnte und Alles mit angesehen hatte, durch die offene Thür herein, um Eugenie beizustehen; aber, als er ihre Hand erfaßte, knallte hinter ihm ein zweiter Schuß, und mit zerschmettertem Schädel lag der ältliche Fremde zwischen den beiden Fenstern.

Die Bewohner des Hauses und die Nachbarn, durch die beiden Schüsse allarmirt, liefen zusammen. Es folgte das bei solchen Gelegenheiten herkömmliche wirre Durcheinander, das Schreien und lieblose Aburteln.

„Daran ist kein Anderer Schuld, als der Unteroffizier Schütz!" hieß es. „Ja, gestern noch hat er den armen Menschen hier im Flur geprügelt!" erzählte die Wirthin.

„Schütz ist an Allem Schuld! Der Mann ist eifersüchtig auf ihn gewesen! Schütz hat diese beiden Leben auf seinem Gewissen! Ihr Blut komme über ihn! Schütz ist der Mörder! Schütz ist der Mörder!"

So schrie es und zeterte es durcheinander, und dabei lag das unglückliche Weib und hörte Alles.

Eugenie lebte; aber die innere Blutung raubte ihr die Stimme. Sie mußte es mit anhören, wie man ihren jungen Liebling als Mörder verschrie, und hatte nicht die Kraft, ihre Stimme für ihn zu erheben.

Das mögen für das liebende Herz Minuten gewesen sein, bitterer, weit bitterer, als der Tod selbst.

Endlich kamen Aerzte und Wundärzte. Ihre Hülfe war nutzlos; aber, als sie Eugenien in eine bequeme Lage zu bringen suchten, da schoß das Blut in Strömen hervor, und, dadurch erleichtert, gewann das unglückliche Weib die Sprache wieder. Sie verlangte nach einem Priester, um zu beichten; dann rief sie mit lauter Stimme: „Schütz ist unschuldig, ganz unschuldig!" und der Schauspieler, der den ganzen Vorgang, auch den am Tage zuvor, mit angesehen, bestätigte ihre Worte.

Eugenie hatte noch so viel Kraft, zu beichten; kurz nachher starb sie, und ihr letztes Wort war: „Schütz ist unschuldig!"

Die ganze Stadt war in Aufregung. Der Jahrmarkt hatte viel Volk versammelt aus der Umgegend, und in tausendfachen Versionen wurde die Geschichte von dem Doppelmord überall und unabläßig besprochen.

Es war am späten Nachmittag desselben Tages, als Schütz mit seinen Speerreitern wieder vor

dem Kretscham hielt, vor dem wir ihn zum ersten Male gesehen. Wie damals tummelte sich Annemiedel tüchtig, um dem Prosto! Prosto! der Ulanen Genüge zu thun; wie damals erklangen die derben Scherze und das laute Lachen gar lustig, und wie damals lauschten die Dirnen von fern und lugten nach den schmucken Gesellen.

Schütz schwatzte heiter mit seinem alten Freunde, dem Unteroffizier Citas; da setzte Der plötzlich das schon erhobene Prostoglas wieder ab und rief kopfschüttelnd: „Ei, was soll das?"

In vollem Jagen sprengte ein Ulan mit verhängtem Zügel auf der Straße heran.

„Der muß es sehr eilig haben!" kopfschüttelte Citas; „oder er strapazirt ein Königliches Dienstpferd auf hundsföttische Weise!"

„Das ist Schirrmacher!" entgegnete Schütz, mit seinem Falkenauge den noch fernen Reiter erkennend; „was mag der wollen?" setzte er gepreßt hinzu. — Die Ahnung von irgend einem Unglück ging dunkel durch seine Seele.

Schirrmacher war ein junger Ulan, der sich unseres Helden besonderer Protection erfreute.

„Ignatz Anne Marie!" schnurrte der alte Citas ärgerlich; „es ist der Lillack, Schirrmacher! Hollah! Lillack!" schrie er dem Ansprengenden grimmig entgegen, „Du verkaufst wohl gares Pferdefleisch? wie theuer das Pfund?"

Der junge Ulan war todtenblaß, als er aus dem Sattel sprang und Schütz leise um eine Unterredung bat. Die Ulanen machten lange Hälse und steckten neugierig die Köpfe zusammen; Citas aber ergriff das mit Schaum und Gischt bedeckte Pferd beim Zaum, führte es auf und nieder, damit es nicht verschlage, und schimpfte und fluchte mörderlich über solch satanische Behandlung Königlicher Dienstpferde.

„Was ist, Schirrmacher?“ frug Schütz beklommen, als er mit dem Ulanen einige Schritte bei Seite getreten war.

Der junge Mann rang eine Weile vergeblich nach Worten; endlich keuchte er: „Ich weiß nicht, wie's ist, Sie müssen nicht erschrecken; der Mann von Mamsell Eugenie ist gekommen, und hat er erst Mamsell Eugenie und dann sich selber erschossen. Die ganze Stadt schreit, Sie wären der Mörder!“ setzte die treue Seele, Thränen in den Augen, leise hinzu.

Der arme Schütz wurde todtenbleich. Es war, als tanzten tausend und aber tausend Lichter vor seinen Augen; er hielt sich an dem Ulanen, denn ein plötzlicher Schwindel drohte, ihn niederzureißen.

Es dauerte lange, bis er sich fassen konnte und Fragen thun; aber Schirrmacher wußte Nichts weiter; er hatte die Geschichte gehört, hatte vernommen, daß man Schütz des Mordes anklage,

und das war für die treue Seele genug gewesen, um sich auf's Pferd zu werfen und seinen Gönner zu warnen.

In welch entsetzlich peinvoller Lage der arme Schütz war, läßt sich nicht sagen. Am liebsten hätte er sich auf seinen Schweißfuchs geworfen und wäre ventre à terre nach der Stadt gejagt; er dachte auch daran, aber der Dienst, der Dienst hielt den Soldaten.

Schirrmacher hatte geglaubt, Schütz würde sofort über die Oesterreichische Grenze reiten und sich vor gerichtlichen Verfolgungen sichern, und er war fest entschlossen, mit seinem jungen Führer zu desertiren; aber daran dachte Schütz nicht einmal, dazu fühlte er sich zu unschuldig, dazu war er viel zu sehr Preußischer Soldat.

„Erzähle Citas, was geschehen;" sagte er endlich zu dem Ulanen, „er soll mich rufen, wenn wir aufsitzen müssen!"

Er ging in den kleinen Garten am Kretscham, und lange nachher noch erzählte Annemiedel, wie der wunderhübsche Unteroffizier in dem Garten gelegen und geweint hätte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Endlich wurde zum Aufsitzen commandirt. Citas führte die Schaar; Schütz ritt stumm und traurig neben ihm; des beliebten jungen Führers Trauer schien die ganze, sonst so lustige Reiterschaar an-

gesteckt zu haben. Schweigend ritt sie ihre Straße, selbst Citas schwieg und machte seiner üblen Laune nur durch einige halblaute Flüche Luft.

Das Gerücht reitet schnell! Schon im nächsten Dorfe wußte man, daß in der Stadt ein Ulan seine Liebste und ihren Mann erschossen habe; wieder im nächsten wußte man, daß ein Mann seine Frau mit einem jungen Ulanen betroffen und sie auf die grausamste Art hingemordet habe. Die Leute, die truppweise vom Markte kamen, riefen die Schaudergeschichte den Reitern des Königs zu; jeder Trupp hatte eine andere Geschichte, eine immer gräßlicher, als die andere.

Welche Martern der arme Schütz dabei litt, läßt sich nicht beschreiben. Zehn, zwanzig Mal wollte er seinem Pferd die Sporen geben und davon jagen; aber die Pflicht, der Dienst, hielt den Unteroffizier mit eiserner Hand.

Mit bedenklichen Mienen schauten die Lanzenreiter auf ihren jungen Führer; der alte Citas fluchte mörderlich und wischte sich verstohlen eine Thräne aus dem starren Bart.

In dem Dorfe, wo die Ulanen zum letzten Male Halt machen mußten, tönte Gesang aus dem Kretscham, der Gesang von Ungarwein, „der die Augen hell und die Arme stark, und die Männer schnell und die Frauen schön macht.“ Das ging wie ein schneidend Schwert durch die

Seele des armen Schütz; doch wurde ihm hier der erste Trost. Die Studenten, denn sie waren die Sänger, umringten ihren Zechgenossen von gestern; sie hatten am Nachmittage spät die Stadt verlassen, und der Schulfreund aus Breslau erzählte ihm nun erst genau den wirklichen Hergang, und daß er ganz gereinigt von allem Verdacht sei, und daß Niemand mehr glaube, er sei die Veranlassung zu dem Doppelmorde.

Tieftraurig und unendlich schmerzlich bewegt ritt der junge Mann in der Dunkelheit in das Städtchen, das er am Morgen so stattlich und froh verlassen.

Er nahm sich mächtig zusammen und machte seinen Rapport bei dem Rittmeister. Der faßte seine Hand nachher und sprach theilnehmend: „Sie wissen schon Alles, Schütz; beruhigen Sie Sich, es ist ein Unglück, an dem Sie keine Schuld haben; ich weiß es und Alle wissen es. Ich gebe Ihnen acht Tage Urlaub."

Schütz ging. Unten an der Thür fand er den Schauspieler, den er immer protegirt, und der das Unglück mit angesehen.

„Führen Sie mich zu Ihr!" bat er leise und drückte ihm die Hand.

Schweigend gingen sie durch die Nacht nach dem Hospital jenseits der Brücke, wohin man die beiden Leichen gebracht.

Der Herbstwind pfiff schneidend über den Strom, und die Wasser rauschten dumpf. Schütz stand still auf der Bohlenbrücke und dachte daran, wie er gestern um dieselbe Stunde auf dieser Brücke gestanden und dem unglückseligen Blumberg Weisheit gepredigt und den Selbstmord verdammt hatte, und jetzt sauste es ihm in dem Kopfe, und der Selbstmord stand in seiner ganzen verlockenden Gräßlichkeit vor ihm, und es war ihm, als ob ihn Eugenien's Stimme riefe durch das Rauschen der Wasser und ihn locke in die kühle Tiefe, in der Linderung sei für seinen brennenden Schmerz.

Doch der Anfall ging vorüber, und schweigend folgte er seinem Freunde zu dem Hospital. Vergebens klopften und klingelten sie dort. Niemand öffnete, Niemand antwortete; tiefe Grabesstille.

Die beiden jungen Männer gingen rings um das einstöckige Gebäude herum; nur in zwei Fenstern noch bemerkten sie Licht. Schütz stieg auf den schmalen Vorsprung, den die steinerne Grundmauer bildete, um an das Fenster zu klopfen; aber er schaute durch die Scheiben und rührte keinen Finger; er starrte durch die Scheiben und sank dann stöhnend in die Arme seines Freundes zurück.

Der Unglückliche hatte in dem Zimmer einen Tisch gesehen, und um den Tisch standen mehre

Aerzte, und auf dem Tisch lag ein weißer Leichnam mit einer tiefen blutigen Wunde unter der linken Brust.

„Kommen Sie, es ist der Seelenfolter genug!" bat der Schauspieler, der selbst von Grausen erfaßt war, dringend; aber Schütz wollte Nichts davon wissen; er nahm den Czapka ab und ließ den Herbststurm kühlend um die fieberheiße Stirn und die Schläfen sausen. Sie gingen auf und ab vor dem Hospital, bis es die Aerzte verließen; dann begehrten sie auf's Neue Einlaß.

Als der Inspector den Unteroffizier erkannte, drückte er ihm theilnehmend die Hand, bat ihn, eine Weile zu warten, bis die Frauen die Verstorbene angekleidet und in den Sarg gelegt hätten. Endlich führte man ihn hinein. In weißes Linnen gehüllt, ruhete Eugenie im Sarge, wie schlafend; das süße Auge, aus dem sie Schütz noch am Morgen so freundlich angeblickt, war wohl geschlossen; aber eine zarte, frische Röthe färbte ihre Wangen, wie bei fast allen Todten, die in der Kraft und Fülle der Jugend und Gesundheit plötzlich starben. Schütz küßte die über der Todeswunde zusammengefalteten Hände; er küßte zum ersten und zum letzten Male Eugenien's Lippen, und ging schweigend, wie er gekommen, ging schweigend durch die Nacht, und wortlos folgte ihm sein Gefährte.

Am dritten Tage haben sie Eugenien begraben mit großen Ehren; denn das entsetzliche Ende der gefeierten Schönheit hatte alle Herzen bewegt, und als man den Sarg einsenkte in das Grab, da lag hinter dem Kirchhofzaune der junge Reiter und schaute mit nassen Augen durch die Bretter, und war ihm so todesweh im Herzen, daß er meinte, es würde ihm wohler sein, wenn sie ihn mit der schönen Frau begrüben, die er im Tode liebte so heiß und brünstig, wie im Leben nimmer.

Das war ein Stück Soldatenleben im Frieden!

Zwei Schlösser in Frankreich.

Eine Herzensgeschichte.

„Moult me tarde.“

An dem östlichen Ufer eines sumpfigen und doch reißenden Stromes, einige kleine Stunden nur vom Meere und ganz in der Nähe einer großen volkreichen Stadt, erhob sich auf einem kleinen Hügel in Mitten eines sehr gelichteten Eichenhains das weiße Schloß. Es war das ein bescheidener Edelsitz dem äußeren Umfange nach, aber ganz in der capriciösen Eleganz des Baustyls des Virot und Preplier erbaut und gegen die Stürme aus Nord und Nordwesten durch eine lange Reihe prächtiger Ulmen geschützt. Die Frontons waren mit Wappenzeichen und wunderlich verschlungenen Namenszügen verziert, als altes Familienerbe das Schloß schon äußerlich bezeichnend.

Jeden Abend, wenn die Sonne hinunter war, versammelten sich alle Bewohner des weißen Schlosses im Salon des alten Grafen Richard; unter diesem Namen kannte ihn die ganze Umgegend. Dieser Salon war ein weites Gemach, einfach mit grauem Holzwerk getäfelt und durch

eine Ampel von antiker Broncearbeit erhellt. Der Thür zunächst stand ein großer Nußbaumholztisch, der durch den Jahre langen täglichen Gebrauch glänzender gebohnt schien, als es die Kunst vermocht hätte. An diesem Tisch aber saßen rechts und links auf glatten, schweren Bänken die Dienerinnen und Diener des Grafen, mit mannigfacher Handarbeit beschäftigt, die jüngeren Dirnen halblaut kichernd und scherzend, die älteren ernsthaft flüsternd; der alte Jäger und der noch ältere Kahnführer, die obersten Würdenträger eines adeligen Haushaltes in der Bretagne, schweigsam nach Landesart, und nur zuweilen bedeutsam rückwärts zeigend, wenn das harmlose Gekicher der jungen Mädchen gar zu laut wurde; denn im Hintergrund des Salons, in einem Winkel des großen Kamins von weißem Marmor, da sitzt der alte Graf Richard auf seinem großen Fauteuil, seinem Lieblingssitz, trotz des abgenutzten grünen Maroquins, trotz der wackelnden Füße. In diesem Stuhl hatte der alte Herr als Kind schon auf den Knieen seines Großvaters gesessen; vor diesem Stuhl hatte er gekniet, als ihn sein Vater segnete, bevor ihn die Schergen Rossignols nach Rennes führten, in die alte Herzogsstadt der Bretagner, damit er dort sterbe auf dem Schaffot, überführt des Verbrechens, daß seine Vorfahren Edelleute gewesen seit länger als einem halben Jahrtausend. Auf

dem Fauteuil hatte er manchen Abend gesessen und ein geliebtes Weib in seinen Armen gehalten; vor diesem Fauteuil hatte zu seinen Füßen der kleine Richard gespielt, sein einziger Sohn, sein einziges Kind. Darum saß der alte Graf so gern an dieser Stelle, und er saß da stundenlang mit seinen Erinnerungen allein, wenn er die Zeitungsblätter durchflogen, die auf einem kleinen Tischchen neben ihm lagen.

Es war etwas Seigneurales in der Erscheinung des gebrechlichen Greises, wenn er den weißen Kopf aufhob und rückwärts lehnte, und gerade über seinem Haupte der fast mystische Wahlspruch seines Hauses: moult me tarde, zu lesen war. Der Graf brauchte nicht zu sprechen; mit der ängstlichsten Sorgfalt beobachteten die treuen Diener seine Blicke, und Einer nach dem Andern, je nachdem ihn der Blick des Herrn traf, trat an seinen Stuhl mit tiefer Verneigung und legte Rechenschaft ab von Dem, was er gethan, und von Dem, was ihm zu thun blieb nach der Sitte des Hauses.

War auch das beendet, dann hob der Graf seine Blicke stolz auf zu einer Schilderei, die ihm gegenüber hing; ein incorrectes Bild, aber ein Meisterstück doch in seiner Art. In Mitten dieses Bildes stand ein fast jugendlicher Mann in einer faltigen violetten Robe mit fallenden Aermeln,

und deutete mit der Rechten auf eine Tafel, auf der ein halb entrolltes Pergament lag. Ein großartig schöner Ausdruck von Triumph lag auf dem ernsten Gesicht des Mannes. Auf der Pergamentrolle aber las man oben das Wort: amnistie. Unten aber neben der Jahreszahl 1825 die Signatur des allerchristlichsten Königs von Frankreich und Navarra: Charles, und ganz unten die Contrasignatur des Großsiegelbewahrers: Peyronnet. Wir wissen jetzt, Wen das Bild vorstellt. Es ist das Bild des Großsiegelbewahrers und Kanzlers von Frankreich, des Grafen Peyronnet; wir wissen auch den Namen des greisen Edelmannes, der so stolz, so mächtig stolz auf das Bild seines Sohnes blickt.

Hufschlag wird draußen laut.

„Mademoiselle!“ ruft der Greis fröhlich, und zwei Diener eilen mit Lichtern hinaus, während sich die übrigen respectvoll erheben. Rasch werden beide Flügel der Thür geöffnet, und herein eilt, den Dienern freundlich zunickend, eine junge Dame und kniet graziöse nieder vor dem alten Grafen, ihm die weiße reine Stirn zum Kuß bietend.

Das Gesicht des Grafen ist wahrhaft verklärt, und es blitzt in seinen sammetschwarzen Augen auf wie ein Abglanz von dem Feuer der Chevaliers Alt-Frankreichs, als er die Dame aufhebt

mit seinen zitternden Händen und sie zärtlich an seine Brust sinken läßt.

Auf der breiten Armlehne des Fauteuils schaukelt sich das Fräulein, ihre schmale, schöne Hand in der des Grafen lassend; sie spricht nicht zu ihm, aber sie lächelt ihm zu, und ihr Lächeln ist so beredt, so sonnig, so warm, daß die Herzen aufgehen vor dem sanften Strahl ihrer blauen Augen, wie die Blumen aufgehen vor dem milden Strahl der Maiensonne; prächtig dunkelroth glühen die Lippen, und von leichter Röthe angehaucht schimmern die weichen Wangen und die zarten Ohren; die breite, klare Stirn, das weiche, schlicht anliegende dunkelblonde Haar — welch ein himmlisch süßes Mädchengesicht! Ein Reitkleid von grünem Kortryktuch umspannt knapp die schöne Büste und die runden Arme, am Halse zierlich garnirt mit einer schmalen Fraise. Hut, Handschuhe und Reitpeitsche legt der alten Diener einer schweigend auf ein Tischlein.

So war Isabeau Rayon de Soleil, Dame von Fayel und Ivonne, eine entfernte Verwandte, aber nächste Nachbarin und treuste Freundin des Grafen Peyronnet. Es war ein seltsames Mädchen, diese schöne Isabeau! Früh verwaist, war sie zu Brest bei den Clarisserinnen erzogen worden, hatte danach im Hause einer Verwandtin einige Jahre in Paris gelebt, und war plötzlich,

kaum neunzehn Jahr alt, auf ihrem Schlosse Fayel erschienen; hatte dort die Verwaltung ihrer Güter selber übernommen, und führte nun schon Jahre lang ein einsames Leben, mit Niemandem Umgang pflegend, als mit dem alten Grafen Richard auf dem weißen Schlosse. Anfänglich hatte man Viel von der reizenden jungen Dame und ihren Wunderlichkeiten gesprochen, auch auf ihre Kosten manch artigen Roman erzählt — aber jetzt hatte man sich an sie gewöhnt, und wie Peyronnet in der ganzen Umgegend der „alte Graf“ hieß, oder „Graf Richard,“ so hieß die Dame von Fayel bei Vornehm und Gering kurzweg „Mademoiselle,“ oder auch die „grüne Mademoiselle;“ denn es hatte kein Menschenauge in der Bretagne sie je anders gesehen, als im Kleid mit grünem Hut und weißen Federn.

Niemand wußte, was Isabeau Rayon de Soleil auf dem alten Feudalschlosse zu Fayel trieb; denn ihre zahlreiche Dienerschaft war unbestechlich schweigsam, und Besuche machte man ihr nicht gern. Im Anfang hatte der hohe Ruf ihrer Schönheit und ihres Reichthums ältere und jüngere Herren genug nach Fayel geführt, auch sorgliche Mütter und Tanten, die einen geliebten jüngern Sohn, oder einen artigen Neffen gern als Schloßherrn auf Fayel begrüßt hätten. Eine Art Majordomus hatte dann solche Besuche höflich

genug begrüßt, aber eben so ernst auch versichert, Mademoiselle habe sich in ihrem Thurmzimmer eingeschlossen, und es sei ihm nicht erlaubt, seine Herrin darin aufzusuchen. Bald störte kein lästiger Besuch mehr die jungfräuliche Einsamkeit im Schlosse zu Fayel.

In den spätern Nachmittagsstunden aber, täglich, mochte die Jahreszeit mild sein, oder rauh, da wurde ein prächtiges Berberroß von edelster Zucht vorgeführt, getigert und mit rosenrothen Lefzen, und sobald die einsame Dame das Wiehern und den Hufschlag ihres Rosses vernahm, so erschien sie auch alsbald auf der Rampe und begrüßte mit mildem, aber eigentlich recht traurigem Lächeln ihre Diener, die nie verfehlten, sich in dieser Stunde einzufinden, um den Gruß ihrer angebeteten Herrin zu empfangen. Hinter der Dame stand dann eine alte Dienerin mit einer goldnen Zuckerschale, daraus fütterte sie ihr liebes Pferd, und dann erst setzte sie den kleinen Fuß in den Steigbügel, den ihr der Majordomus mit gebogenem Knie hielt, lehnte sich in den Sattel und ritt mit leichtem Gruß von dannen.

So war's gestern, so war's heute, so war's alle Tage.

Und sie ritt durch das Feld, und sie ritt durch den Wald, und die Hufspur ihres Tigerpferdes war in dem feuchten Sand an der Meeresdüne, und

war in dem duftigen Moose der Bergeshalde, der Fuß ihres Tigerpferdes streifte den Thau von dem blühenden Bergklee im Frühling, wie die rothen Blüthen von den Epilobien und dem Heidekraut im Sommer, und lag der Schnee dicht vom Meere bis zum Walde, so war auch darin die Hufspur ihres Rosses.

Im Anfang hatte die jugendliche Gentilhommerie der Gegend wohl versucht, die Einsamkeit der Reiterin zu stören; Der oder Jener war ihr entgegen gekommen, oder hatte sein Roß mit ehrerbietigem Gruß parirt an ihrem Wege; höflich aber eiskalt, o, sie verstand sich darauf! hatte ihm Isabeau gedankt und war fürbaß ihres Weges geritten. Trieb aber Einer die Kühnheit weiter und versuchte es, ihr zu folgen, so hatte sich die Dame von Fayel auch wohl halb umgekehrt nach ihm und mit dem spöttischen Lächeln und der klaren Stimme ihm zugerufen: „Ah! siehe da, Sie sind noch immer da, mein Edelmann? Sie wollen mit mir Wette reiten? Nun denn; zeigen Sie, was Ihr Rennpferd vermag und Ihre Kunst!" Und dahin flog sie wie ein Pfeil, und weit, weit hinter sich ließ sie die armen jungen Leute, und wie ein Pfeil mit Widerhaken hafteten die spöttischen Blicke der Dame in den Herzen der Männer, die so fest vertraut hatten auf ihre eigene Liebenswürdigkeit und die Schnelle ihrer Rosse.

Nur Einer dieser jungen Gentilhommes hatte auch daran noch nicht genug gehabt; ihm hatten die Blicke der Dame von Fayel zu wehe gethan und zu wohl dabei; der war ein ächter Bretagner, hartnäckig und eisenköpfig, der setzte nach England über, bildete sich daselbst aus zu einem ächten Gentleman of the turf, und kehrte heim mit einem edlen Roß. Und so ritt er der Dame nach und blieb dicht hinter ihr, und wie Geister flogen sie dahin über die wüsten Halden und über den sandigen Kamm der Dünen, die Dame auf dem Berberroß und der junge Edelmann auf dem edlen Rennpferd. Sie sprachen kein Wort; die Hutfedern der Dame stoben dahin im Nachtwind, und die Locken des Reiters flogen um sein glänzendes Antlitz, unter ihnen donnerte brüllend die Brandung, und über ihnen stand geheimnißvoll der Mond.

So ritten sie. Ha! jetzt ist er dicht an ihr; schon glaubt er, sie berühren zu können, da ist die Düne zu Ende, und wie ein Vogel fliegt das Tigerroß mit seiner Dame über den steilen Absturz; der Reiter aber mit seinem Roß stürzt jäh hinunter in den Kieselgrund. Das dumpfe Geräusch des Falles verklingt in dem Brüllen der Brandung; die Dame aber läßt ihrem Roß vorsichtig die Zügel, und vorsichtig klettert das kluge Thier hinab in den Kieselgrund. Aus dem Sattel springt die Dame; da liegt mit gebrochenen

Vorderfüßen das edle Roß und schaut mit seinen schmerzvollen Augen flehend zu der Dame von Fayel empor. Weit davon liegt der Reiter, weit fortgeschleudert durch die Wucht des Sturzes, betäubt vom schweren Fall, und dunkle Blutstropfen stehen auf seiner Stirn; sie glänzen im Mondlicht, und der Nachtwind weht in dem feuchten Rabenhaar. Schweigend nimmt die Dame eine prachtvolle Pistole aus der Satteltasche ihres Rosses, das ihr wie ein Hund nachläuft und seinen zierlichen Kopf bald zu dem zerschmetterten Pferde, bald zu dem Antlitz des betäubten Mannes niederbeugt.

Die Dame von Fayel armirt ihre Waffe, legt sie dicht an das Ohr des leidenden Pferdes und erlöst es durch einen Schuß von allen seinen Qualen. Dumpf rollt das Echo des Schusses durch die Klippen, und Hunderte von Möven flattern auf wie graue Gespenster und suchen kreischend einen andern Sitz. Die Dame aber nimmt einige Hände voll des nassen Mooses und preßt es aus über der Stirn des betäubten Reiters. Der öffnet seine Augen und starrt bewußtlos in das so milde, aber tief traurige Antlitz der schönen Isabeau; dann stammelt er, sich besinnend: „Mademoiselle!“ Sie beugt sich etwas vorwärts, reicht ihm ihre Hand und sagt freundlich: „Versuchen Sie, ob Sie aufstehen können,

mein armer Edelmann!" und der Jüngling erhob sich, er stand, und, die Arme über der Brust kreuzend, schien er, wie ein Sclave, die weiteren Befehle seiner Herrin zu erwarten. Die aber, deutend auf das erschossene Pferd, sprach: „Ich konnte das edle Thier nicht länger leiden sehen; jetzt folgen Sie mir!" Isabeau ging voraus, einen steilen Pfad aufwärts, der junge Edelmann folgte ihr eben so schweigend, wie das kluge Tigerroß, und als sie oben waren, schwang sich die Dame in den Sattel, deutete mit der Peitsche auf eine nahe Hütte und sprach: „Dort finden Sie Nachtruhe, mein Edelmann, und gewiß ist noch so viel von dem ritterlichen Sinne Ihrer edlen Väter in Ihnen, daß Sie es nicht wieder versuchen werden, eine Dame zu stören, die einsam sein will!" Sie jagte davon. Der junge Edelmann aber seufzte: „O, läg' ich doch drunten auf dem Kieselgrund im Meer!" Aber er verließ sofort die Gegend und ist nicht dahin zurückgekehrt.

So war die Dame von Fayel.

Aber nicht immer jagte die schöne Isabeau auf ihrem Berberpferd über die Dünen, sie ließ auch oft ihr Rößlein langsam gehen und ritt an die Hütten der Fischer und Hirten, und wenn sie mit ihrer Peitsche leise an die Scheiben klopfte, dann kam Jung und Alt hervor mit freudigem Gruß,

und ihr Gold war in den Händen der Armen und ihr himmlisch mildes Trostwort drang zu den Herzen der Betrübten, und ihrer lieben Stimme Silberklang gab den Verzweifelnden die Hoffnung wieder. Und lag wo Einer krank auf dem Lager, und fehlte die Labung oder die heilsame Arznei, da ritt Isabeau Rayon de Soleil, die sehr edle und sehr mächtige Dame von Fayel, meilenweit, um selber Labung und Arznei zu holen. Wenn aber Labung und Arznei das Leben nicht mehr fesseln konnten, dann lenkte Isabeau gewiß ihr Pferd zu der Klosterpforte der grauen Brüder, und dem Bruder Pförtner sagte sie leise, daß Der und Jener der heiligen Wegzehrung bedürfe und geistlichen Zuspruchs für seine letzte Reise, und eilig machte sich dann einer der frommen Väter auf den Weg, denn die Seigneurs von Fayel hatten den Convent gegründet auf ihrem Grund und Boden und hatten ihn reich ausgestattet mit Gaben und Freiheiten.

So war die Dame von Fayel auch.

Allabendlich aber trabte die schöne Isabeau durch die alte Ulmen-Allee an der Nordseite des weißen Schlosses, und setzte dann sich fromm und still zu dem alten Grafen Richard und plauderte mit ihm und scherzte mit ihm, oder pflog auch gar ernster Unterhaltung. Das waren des alten Grafen süßeste Stunden, und er war wieder jung,

so lange ihr sonniges Auge sein Greisenantlitz beschien, und jugendlich rasch pulste ihm wieder das mattschleichende Blut durch die Adern, so lange sie ihre liebe Hand ruhen ließ in seinen Händen, und war sie recht heiter, so bot sie ihm auch wohl die frischen Lippen schmeichelnd zum Kuß, und dann war's, als hübe sich die gebrochene Greisengestalt wieder empor, und hell auf leuchteten die stolzen Augen und sprüheten Witz, und die schmalen Lippen wurden beredt, und der Geist siegte über den Leib, und mit mädchenhaftem Erstaunen sah die süße Isabeau, welche Wunder sie zu wirken vermöge. Und sie wirkte oft solche Wunder; denn mit athemloser Aufmerksamkeit lauschte sie, wenn der neu belebte Graf dann erzählte von der furchtbaren Zeit der Revolution, von seines Vaters Hinrichtung, von seiner Aechtung, und wie er geflüchtet dann mit Weib und Kind. Und wenn er erzählte von seines Knaben Jugendjahren, und dann so stolz, wie nur ein Vater sein kann, auf das Bild des Kanzlers von Frankreich deutete vor ihm, dann hingen die Blicke der schönen Isabeau so magisch festgebannt an seinen Lippen, und die feinen lieblichen Züge des Mädchens waren fast ängstlich, als fürchte sie, es könne ihr eins von den Worten des Greises verloren gehen.

So saß die Dame von Fayel oft zu Graf Richard's Füßen bis in die tiefe Nacht hinein, und wenn sich die Dirnen dann entfernt hatten aus dem Salon und die Diener alle mit sittigem Gruß und frommem Wunsch zur Nacht, wie's uralter Brauch war im weißen Schlosse, dann neigte sich Graf Richard wohl nieder zu der Dame und sprach: „Es ist nun wohl kein Punkt in meinem langen Leben, Du süße Tochter, von dem ich nicht mit Dir gesprochen; soll Dein alter Freund nun nicht erfahren, was Dich hierher führt in diese Einsamkeit? Du bist hier wohl den Armen und Kranken und besonders auch mir altem Mann ein Engel des Trostes geworden, meine Isabeau; aber, laß doch die letzte Wolke endlich schwinden, die zwischen uns, oder hab' ich kein Recht auf Dein ganzes Vertrauen?" Dann schlug die Dame ihre schönen Augen auf zu dem Greise und bat so rührend: „Vergebt, theurer Freund! Ihr sollt mein Geheimniß kennen, Ihr müßt es erfahren; doch, ach! es ist so schwer, Solches zu erzählen! Ach, Graf Richard! mein Geheimniß ist die Geschichte dieses armen, thörichten Herzens, und sie ist gar so thöricht und so entsetzlich schmerzlich zugleich, daß ich sie nicht zu erzählen wage, ich würde mich vor dem Klang meiner eigenen Worte fürchten." Der Greis lächelte. „Ja, lächelt nur, theurer Freund," fuhr

das liebliche Kind hocherröthend fort; „mir macht's Kummer genug, und ich habe schon zu schreiben versucht, weil ich wohl fühle, daß ich zum Erzählen niemals den Muth haben werde; aber es geht so langsam mit dem Schreiben, ich weine oft dabei, daß meine Thränen die Schriftzüge verlöschen, und ich schäme mich so........" und damit begann die stolze Dame von Fayel, die tollkühne Reiterin zu weinen, wie ein Kind, und lächelnd trocknete der Greis, der seine liebenswürdige Freundin kannte, die heißen Thränen von den blühenden Wangen.

An dem Abende, an welchem wir das grüne Fräulein zum ersten Male im weißen Schlosse sahen, war sie liebenswürdiger noch, wo möglich, als gewöhnlich. Graf Richard bemerkte es wohl, aber er sagte Nichts dazu; er ahnte den Grund, denn er hatte Papiere verrätherisch knistern hören in der Tasche des faltigen Reitkleides; er hatte, denn sein Auge folgte allen Bewegungen seiner geliebten Freundin, auch gesehen, wie Isabeau halb schüchtern, halb vorsichtig nach der Tasche faßte und sich mit tastenden Fingern überzeugte, daß sie die Papiere auch nicht verloren. Die Dienerschaft war entlassen, und nur der alte Kahnführer Perbret, der heute den Dienst hatte, saß halbträumend in seinem Platz; da zog Isabeau die Papiere hervor, drückte sie in die Hand des

Grafen und flüsterte schier ängstlich: „Da, da sind die Briefe! Nicht jetzt lesen, theurer Freund, und nicht lachen, ja, nicht lachen über ein armes Mädchen!"

Sie küßte die Stirn und die Lippen dem greisen Edelmann, drückte das Federhütchen in die weiße Stirn, schlang die Bänder hastig zusammen unter dem weichen Kinn, nahm Handschuhe und Peitsche und flog mit einem: „Gute Nacht!" hinaus. Sie eilte in den Stall, führte ihr Tigerroß heraus, und die zitternde Hand des Greises hatte noch nicht das rothe Bändchen gelöset, welches die einzelnen Papiere zusammenhielt, als auch schon der Hufschlag des Berberpferdes seiner Freundin an sein Ohr drang.

Es waren mehre einzelne Blätter, die Graf Richard in seiner Hand hielt; sie waren beschrieben mit zierlichen deutlichen Buchstaben, und schon ehe der alte Mann las, schien ihm der Anblick der Schriftzüge des lieblichen Kindes große Freude zu machen. „Sie schreibt," sagte er leise zu sich selbst, „ganz wie sie ist, klar und bestimmt, aber auch weich und zierlich." Dann begann er zu lesen. Die edle Dame von Fayel aber schrieb:

„Sie sagten mir, es sei eine erzwunderliche Dame, meine Tante von Marignan, und nicht ohne einige Beängstigung erwartete ich den Tag, an dem sie mich abholen lassen wollte aus der

Klosterpension. Die guten Mütter im Kloster hätten mich gar zu gern bei sich behalten; nicht, als ob sie mich vor den übrigen Pensionairinnen besonders geliebt hätten, ach, nein! dazu hatte ich ihnen viel zu viel Noth gemacht, dazu hatte ich viel zu wenig Zärtlichkeit für sie gezeigt; aber sie fanden meine Stimme im Chor ganz am rechten Orte, und ließen mich gar gern sehen an ihren Klosterfesten, denn ich war schon damals eine Schönheit. Einige der frommen Mütter hatten meine Tante von Marignan gekannt, als sie noch weltlich waren; sie sagten ihr zwar nichts Böses nach, aber wenn auf meinen baldigen Austritt aus der Pension die Rede kam, dann pflegten sie gar emphatisch mich zu umarmen, und riefen mit zum Himmel empor geschlagenen Augen: „Ach, Du mein armes Lamm, die heilige Clara schütze Dich!" Was Wunders, daß ich armes Kind mit halbem Schreck eines Morgens die Botschaft empfing, im Sprechzimmer harre meiner Madame Delpech, die erste Kammerfrau der Frau Marquise von Marignan. Verschüchtert stand der scheue Klosterzögling bald vor einer stattlichen Frau, die einen stechenden Blick auf mich warf, mir dann ehrerbietig die Hand küßte und mir anzeigte, Madame von Marignan habe sie abgesandt, mich nach Paris in ihr Haus zu geleiten.

Nichts von dem Abschied, Nichts von der Reise, die wir in einer bequemen Berline unter unaufhörlichem Geplauder gemächlich zurücklegten; ich komme gleich auf den Empfang, den mir Frau von Marignan in Paris bereitet hatte. Es war etwa sechs Uhr Nachmittags, als der Wagen unter dem Portale des Hôtels Marignan hielt. Ein ältlicher Herr im reichen französischen Habit öffnete die Portière und hob mich von dem Sitz. Madame Delpech stellte ihn mir sofort als Herrn Delpech, ihren Schwiegervater und ersten Würdeträger des Hausstandes der Dame von Marignan, vor. Dieser Mann mit seinem geistreichen, alten, häßlichen Gesicht und seiner stark gepuderten Taubenflügelfrisur schritt vor mir her die Treppe hinauf, ohne etwas Anderes zu sagen, als: „Madame wird sehr glücklich sein, Madame zu empfangen!“ Auf jeder Stufe aber drehte sich der alte Mensch um und sah mich mit verhaltenem Spott im Gesicht an; er moquirte sich über mich, ich merkte es wohl. Wir traten au premier in einen weiten Salon, der, gold in weiß gemalt, etwas frostig aussah, trotz der ungeheuren Kamine von weißem Marmor; dann gingen wir durch eine Art Gallerie, mit dunklem Holz getäfelt und wahrlich nicht verschönert durch die Gesichter von drittehalb Dutzend lebensgroßer Portraits längst vergessener Messires und Mesdames von

Marignan. Endlich öffnete der alte Mensch noch eine Thür, ließ mich eintreten und machte sie mit einer tiefen Verbeugung hinter mir zu. Ich stand in einem Erkergemach.

Das war ein reizender Aufenthaltsort! Kastanienbäume wiegten ihre großen, ungeschickten Blätter vor dem Fenster im Abendwinde, mehr als ein Hauch, ein Parfüm von Poesie war in diesem jetzt halbdunklen Zimmer, Portraits in Lebensgröße und andere Bilder bedeckten auch hier die Wände, aber ich sah sofort, daß sie von Meisterhand gemalt. Es kam Niemand; ich glaubte, meine Tante hier erwarten zu müssen, lehnte mich also still in einen der mit dunkelgrünem Sammet überzogenen Lehnstühle und schaute in das stolze, geistvolle Antlitz eines Bildes, das vor mir hing.

Der Mann, den das Bild zeigte, war im Moment der gewaltigsten Leidenschaft dargestellt: der Kopf zurückgeworfen, die Stirn drohend, die schwarzen Augen Zornblitze schleudernd, die Lippen peinvoll auf einander gedrückt, das Kinn weit vorgestreckt und die linke Hand erhoben. Der Mann war im höchsten Zorn, und doch war sein Gesicht geistvoll und voll Adel. Solche Männergesichter giebt's nicht mehr, außer dem Gesicht eines Mannes, und dieser Mann ist der Enkelsohn des schönen Zürnenden, dessen Bild ich damals bewunderte.

Ich hatte meine Hände auf die Lehne des Stuhls gestützt und meinen Kopf auf meine Hände; so starrte ich empor zu dem Bilde. — Plötzlich hörte ich hinter mir eine scharfe Stimme: „Oh! das ist artig, wie sie zu dem Bilde aufblickt! ein artig Genrebildchen!“ Ich erhob mich und drehte mich um; drei ältere Damen und mehre Herren traten in das Gemach, Diener in prachtvoller Livree brachten Lichter. „Sie sieht ihrem Vater ähnlicher, als ihrer Mutter; meinen Sie nicht?“ sagte Eine von den Damen, die mich von oben bis unten musterten. Ich wurde verlegen und fühlte, wie mir das Blut heiß in die Wangen stieg. „Ach! wie allerliebst sie roth wird!“ rief jetzt die dritte Dame. Mir aber brannte die Wange, und das stolze Blut der Messires von Fayel und Yvonne empörte sich in mir; ich wandte mich halb um, und auf das Bild, das ich so bewundert, deutend, fragte ich: „Hat vielleicht eine der Damen oder einer der Herren die Güte, mir zu sagen, wessen Portrait dieses Bild ist? ich würde dafür sehr dankbar sein; ich bin Isabeau Rayon de Soleil!“ Da klatschten die Herren Beifall, riefen laut: „Sie hat Geist, wirklich, sie hat Geist!“ und küßten mir die Hände, was mir viel Vergnügen machte, da's hier zum ersten Male geschah; die Damen aber umarmten mich und küßten mich auf die Wange, was mir sehr

unangenehm war, denn alle Drei rochen recht häßlich nach Spaniol oder Bolongaro, oder sonst einem scharfen Tabak; aber ich fühlte, daß das Auge der einen Dame feucht wurde, als sie mich küßte. „Das ist die Schwester meines Vaters!“ sagte ich gleich zu mir selber. „Nun, werde ich endlich erfahren, Wen das Bild darstellt?“ fragte ich. „Wollen Madame nicht die Güte haben, uns erst zu sagen, welche von diesen Damen die Frau Marquise von Marignan ist?“ fragte einer der Herren. „Ich werde die Güte haben!“ lautete meine Antwort, ging auf die oben erwähnte Dame zu und umarmte sie. Sie erwiederte meine Umarmung herzlich, dann aber riß sie heftig an einem Schellenzuge und schrie: „Diese entsetzliche Delpech, diese unerträgliche Delpech hat geplaudert!“ Versicherungen halfen Nichts, und ich staunte nicht wenig, daß die Kammerfrau erschien und ganz demüthig bekannte, sie habe mir unterwegs verrathen, daß die gnädige Frau Marquise, wie der große Voltaire, drei Leberflecke auf der linken Wange habe. Die Delpech wurde tüchtig ausgescholten und bekam dann aus der Tasche ihrer Dame einen Bonbon zur Belohnung für ihre Lüge, denn sie hatte mir kein Wort von Dem gesagt und war allen Fragen über das Aussehen meiner Tante sehr ängstlich ausgewichen. Uebrigens hätte ich den Bonbon nicht essen mögen,

er war in Einer Tasche mit der Tabatière gewesen. Ich erinnere mich deutlich, daß ich damals diese Bemerkung machte.

Als sich die Delpech entfernt hatte, nahm mich meine Tante bei der Hand und führte mich zu dem Bilde; dabei flüsterte sie mir hastig: „Es sind da einige Dummköpfe heut Abends hier, Sie haben viel Geist, Kind; aber es ist schlechter Ton, sich das merken zu lassen, Dummköpfen gegenüber; darum die Comödie mit der Delpech. Jetzt sagen Sie, woran erkannten Sie mich?" Ich sagte es ihr. Die alte Dame lachte laut auf: „Ach, das ist superb, Kind! was denken Sie? Ich hatte eben eine starke Prise genommen; so spielt der Zufall!" In dieser Weise verschleierte meine Tante die Rührung, die sie beim Anblick des einzigen Kindes ihres Bruders ergriffen; sie konnte sich nicht einbilden, daß ich an ihr Vorgeben glauben werde, aber so war sie einmal, diese arme Frau von Marignan; denn eine arme Frau war sie doch bei all ihrem Geist, oder vielleicht war sie unglücklich, eben weil sie viel Geist hatte! Doch, ich vergesse — Frau von Marignan sagte mir nun, das Bild stelle ihren Vetter, den Vicomte von Peyronnet, vor, und mein eigner Großvater habe das Bild gezeichnet, bei welchem Anlaß, welcher Gelegenheit, das wußte die Dame nicht, spöttelte aber allerlei witzige Kleinigkeiten

darüber, die mir nicht sehr gefielen. Das Bild war mir lieber, als die geistreiche hagere Tante mit den unheimlichen grauen, scharfen Augen, der spitzen Nase, den dürren Lippen und den drei großen Leberflecken, wie der große Voltaire, den die frommen Mütter im Kloster mir immer als den Urheber der gräßlichen Revolution bezeichnet und als ein Mittelding zwischen Teufel und Affe geschildert hatten. Ich habe späterhin diese Schilderung ganz richtig gefunden und kann noch jetzt nicht begreifen, wie ein so ganz erbärmlicher Bursche so viel Geist haben konnte. Meine Tante von Marignan trug stets Kleider von schnupftabakbraunem Stoff; vermuthlich, damit man die Fülle jenes häßlichen Staubes nicht bemerken sollte, mit der sie stets bedeckt war. Zu diesen braunen Roben trug die geistreiche Dame schwarze Spitzen und eine Menge von Diamanten. Schwarze Spitzen, Diamanten und Schnupftabak waren ihre Schwächen. Als mir die gute Delpech vor vier Jahren die Diamanten der Tante brachte, bedauerte sie Nichts mehr, als daß sich ihre gnädige Frau mit all' den köstlichen schwarzen Spitzen habe begraben lassen. Die gute Frau war von ihrer Gebieterin mit dem sonderbaren Geschmack angesteckt. Die Delpech, die gegenwärtig meinem Hausstand vorsteht, trägt jetzt übrigens die schnupftabakbraunen Roben der Tante von Marignan.

Ja, das ist wohl Alles recht langweilig — ach! es hilft Nichts, endlich muß ich doch auf mein Bekenntniß kommen, und wenn ich vorher noch so Vieles von der Tante von Marignan erzählte. Also — ich war schon über Jahr und Tag in Paris und eine recht unausstehliche Person geworden; fortwährend stichelnd, spöttelnd, witzelnd, ganz wie meine Tante, und wäre ich nicht so wunderhübsch dabei gewesen, ich glaube, die Herren hätten mich gemieden, wie mein Tiger den bittern Klee — ich war damals so boshaft, daß ich jetzt manches liebe Mal bitterlich weine, wenn ich daran denke. Eines Abends sagt, ich weiß nicht gleich, welcher alte Marquis, zu mir: „Nun, mein schöner Sonnenstrahl, wollen Sie nicht auch einmal unsere Politiker hören? Morgen ist in der Kammer der Deputirten eine heftige Discussion zu erwarten; ich habe zwei Plätze auf der Tribune der Gesandtinnen; wollen Sie meine Begleitung annehmen? Wir werden uns moquiren, und diese politischen Thiere in ihrem komischen Zorn und Grimm werden uns mehr belustigen, als Franconi's Löwen. Kommen Sie, schöner Sonnenstrahl!" Ich sagte zu und saß am andern Tage ziemlich unbequem auf einer Gallerie und schaute hinab in einen Saal, in welchem eine spärliche Anzahl von Herren, in blauen Leibröcken mit silbernen Lilien gestickt, gruppenweise zusammenstand. Nach

und nach füllte sich der Saal; die Herren nahmen Platz, schrieben Briefe und gähnten. Mein Begleiter zeigte mir die Hauptlöwen, die sogenannten Liberalen, die ihre Plätze auf der linken Seite des Präsidententisches hatten. Da sah ich den gelehrten Herrn Guizot, einen ketzerischen Genfer, der doch den Ehrgeiz hatte, Minister des allerchristlichsten Königs von Frankreich und Navarra zu werden, und der liberal wurde, weil er nicht Minister werden konnte. Uebrigens hatte ich mir mehr von ihm gedacht; ein ordinaires, überstudirtes Gelehrtengesicht. Neben diesem Herrn bewegte sich auf der äußersten Linken der Herr Thiers, ein kleines, feines, pfiffiges Männlein; er war früher Secretär des Oberkammerherrn Fürsten Talleyrand, jetzt ist er auch einer der ersten Liberalen. Mein Begleiter zeigte mir noch Viele und nannte sie mir; Wer aber kann die plebejen Namen alle behalten? In der Mitte des Saales da wurde die Gesellschaft schon anständiger, da saß der Vicomte von Martignac mit seinen Freunden. Der alte Herr Ravez war auf dem Präsidentenstuhl; ich mußte immer lachen, wenn ich ihn ansah; denn die liebe Tante von Marignan behauptete, der würdige Präsident der Kammer der Abgeordneten habe in seiner Jugend manchen Bonbon und manchen Nasenstüber von ihr bekommen, sein Vater sei Kammerdiener des Marschalls von

Richelieu gewesen. Als dieser Herr Ravez klingelte, eilten mehre Herren in den Saal, zuletzt noch drei von auffallender Größe, auffallend stolzem, hochfahrenden Wesen. Als die Drei eintraten, erhoben sich die Herren auf der rechten Seite und riefen Bravo, indem sie dabei in die Hände klatschten; die Herren Liberalen aber zischten wie unsinnig. Ich bat meinen Begleiter um Erklärung. Die drei Herren, die sich des besonderen Mißfallens der linken Seite erfreuten, waren die vielgenannten Grafen von Labourdonnaye und Vaublanc und der Baron von Vitroles; man nannte sie die weißen Jacobiner. Während dieser Zeit hatte einer jener Herren von Links, man sagte mir, er heiße Dupin und sei als Schreiber bei der Privatdomaine des Herrn Herzogs von Orleans angestellt, die Rednerbühne bestiegen und hielt eine Rede — so muß man's wohl nennen; hätte er an einem andern Ort gestanden, so hätte man's anders genannt. Die Herren auf der Rechten zischten auch gewaltig und unterbrachen den Redner oft, der sich in den heftigsten Perioden gehen ließ. Zu meinem Erstaunen hörte ich von meinem Begleiter, daß alle diese wüthenden Ausfälle dem Ministerium galten. „Aber mein Gott, wo sind denn die Minister?" fragte ich. Die Antwort lautete: „Das Cabinet ist bis jetzt nur durch den Großsiegelbewahrer vertreten, dort, der einsame Herr auf der Bank!" Mein Blick folgte

der angedeuteten Richtung — ah! da saß ein Mann, den Ausdruck des gewaltigsten Zornes in dem ernsten, blassen, geistvollen Angesicht, den Kopf weit zurückgebogen, die Stirn drohend, die Augen zornflammend, die Lippen peinvoll aufeinander gepreßt, das Kinn weit vorgestreckt. Da saß das Original zu dem Bilde in meiner Tante Erkerzimmer. Ich vermochte mein Auge nicht zu wenden von dem zornbleichen Antlitz des Mannes, der da so einsam saß, so verlassen scheinbar. Endlich frage ich meinen Begleiter noch einmal: „Wer ist der Herr?" Der Ton meiner leisen Frage mußte auffallend sein; denn der gute Mann sah mich verwundert an und flüsterte: „Es ist der Großsiegelbewahrer, Graf von Peyronnet, ich glaube, er hat sogar die Ehre, mit Madame verwandt zu sein!" Ich wußte genug, ich wollte auch Nichts mehr wissen; denn eben rief der gute Herr Ravez von seinem hölzernen Throne herab: „Seine Excellenz der Herr Großsiegelbewahrer!" Der Graf von Peyronnet stand auf der Rednerbühne. Sein Antlitz war noch bleicher, als vorher; aber sein Blick funkelte. Mit verschleierter Stimme begann er, fast tonlos: „Ich bin nicht bekannt mit Schreibstubenmanieren der Privatdomaine der Herren Prinzen von Geblüt." Es lag ein vernichtender Hohn in diesen, wie gesagt, fast tonlos gesprochenen Worten. Wie eine ge-

tretene Schlange sprang die gesammte Linke empor und rief zischend: à l'ordre! à l'ordre! Sofort erhoben sich die übrigen Deputirten und klatschten Beifall, unter dem Donner ihres Bravorufes das Zischen der Linken begrabend. Sobald die Ruhe wieder hergestellt war, fuhr der Großsiegelbewahrer fort: „Diese Manieren mögen die Privatdomaine jener Seite der Kammer bleiben, die Regierung Sr. Majestät" — kurz, nun folgte eines jener Musterstücke männlicher Beredtsamkeit, das in seiner schmucklosen, knappen, klaren Haltung an die Reden des Senatoren Roms erinnerte. Von jenem Tage an spöttelte und witzelte ich nicht mehr, von jenem Tage an war ich innerlich verwandelt, von jenem Tage an wurde meine Tante von Marignan immer unzufriedener mit mir, von jenem Tage an versäumte ich selten eine Sitzung der Deputirten; ich war zufrieden, wenn ich den Großsiegelbewahrer gesehen, ich war glücklich, wenn ich ihn reden gehört.

Mein Begleiter hatte nicht reinen Mund gehalten; meine Tante erschöpfte sich in Sarkasmen, sie nannte mich den Deputirten von Fayel, oder den ministeriellen Deputirten dans toute la force du terme, sie geißelte meine Thorheit, die mich doch so selig machte, stündlich, und ich, ich war ein albernes Mädchen damals, ich ärgerte mich darüber und ging oft von ihr, meine bitteren

Thränen mühsam zurückpressend, eilte in's Erkerzimmer und ließ ihnen dort erst freien Lauf vor dem lieben Bilde. Der Großvater hat mich oft um den Enkel weinen sehen. So vergingen Wochen, so vergingen Monate. Eines Abends aber war da ein großer Ball bei dem britischen Botschafter; ich hatte schon mehre Tänze ausgesetzt und mich an der Thür eines Nebenzimmers gehalten, in welchem der Graf Peyronnet mit dem Grafen Villèle, dem Herzoge Anna von Montmorency und einigen anderen Herren Bouillote spielte. Da führte meine Tante plötzlich eine liebreizende junge Frau zu mir und sagte mit scharfer, schneidender Stimme so laut, daß es gewiß hundert Personen hören konnten: „Hier, liebe Marquise, ist Ihre Cousine von Fayel, die so thöricht in Se. Excellenz den Herrn Großsiegelbewahrer verliebt ist, daß sie gar zu gern Ihre Stiefmutter werden möchte!" Bei diesen entsetzlichen Worten schwanden mir fast die Sinne; dennoch vernahm ich das kurze Hohngelächter der Umstehenden, das noch größere Mitleid Anderer. Die liebreizende Marquise Dalon umschlang mich mit beiden Armen und rief zornig: „Sie sind eine abscheuliche Person, Frau von Marignan!" Die Freundin Voltaire's aber entfernte sich laut lachend über ihren köstlichen Scherz. Die liebe, schöne Marquise von Dalon brachte mich in ihrem

Wagen nach Hause, sie weinte mit mir; wir liebten uns, denn sie verehrte ihren Vater fast eben so, wie ich; wir lernten uns aber nur kennen, um uns sofort zu trennen. Ich mußte aus Paris, denn ich war nun die Fabel der ganzen Stadt. Nach einer durchweinten Nacht kündigte ich meiner Tante am Morgen an, daß ich noch am selben Tage Paris verlassen werde. Es gab eine heftige Scene, aber mein harter, bretagnescher Kopf siegte; und, sollte man es denken? diese Frau, sie weinte wirklich, als ich von ihr Abschied nahm, so sehr sie dieß auch zu verbergen trachtete. So waren diese Frauen aus dem vorigen Jahrhundert; sie waren gefühlvoll, wie wir, aber Verhöhnung und Verleugnung des Gefühls war ihr Stolz, der Witz war ihr Gott, das Bonmot ihre Seligkeit! Ich hatte mich eben angekleidet; mein Wagen stand vor der Treppe. Da öffnete sich die Thür, und — der Großsiegelbewahrer trat ein. Ich hätte vor Scham in die Erde sinken mögen, denn unmöglich konnte ihm verborgen geblieben sein, was sich gestern zugetragen. Er näherte sich mir mit leichter Neigung des Hauptes, sah mich mit einem unendlich wohlwollenden Blicke an, ergriff meine rechte Hand und hob sie empor bis zu seinen Lippen. Dann sagte er leise: „Ich habe leider die Gelegenheit versäumt, liebe Cousine, Sie während Ihres Aufenthaltes hier zu sehen;

ich darf Sie nicht ohne Lebewohl reisen lassen; darf ich Sie bitten, diese Zeilen an meinen greisen Vater im weißen Schlosse mitzunehmen? Sie werden ihn gewiß besuchen; er ist der nächste Nachbar von Fayel." Der Brief knisterte in meiner bebenden Hand. „Reisen Sie mit Gott, meine liebe, liebe Cousine; ich werde oft an Sie denken!" Der Graf umarmte mich, seine Lippen berührten leise meine glühende Stirn. Ich stand noch in mich versunken, als sein Wagen unten vorüberrollte. Das grüne Reitkleid, das ich an jenem Morgen trug, es hängt dort vor mir, ich trage es nur an hohen Festtagen, weil seine Hand es berührt hat. Aber ich werde, so lange ich lebe, eben solche Kleider tragen und eben solche Hüte, ich will stets eben so aussehen, wie ich aussah an dem einen einzigen Tage, an welchem Er mich sah. Als ich schon in dem Wagen saß, kam der moquante alte Mensch, der Haushofmeister Delpech, mit einem Packet und dem letzten Gruß meiner Tante. Der Gruß lautete, ich möchte doch das garstige Bild mit auf mein verzaubertes Schloß in der garstigen Bretagne nehmen, es sei mir das Bild doch das Liebste in ihrem Hause gewesen. Es war das Bild des Vicomte von Peyronnet. Trotz dieses spöttischen Abschiedes bemerkte ich beim Abfahren doch die schwarze Spitzenhaube der Tante hinter den Scheiben,

und ich bin überzeugt, daß sie weinte, als sie sich von dem einzigen Kinde ihres Bruders trennen mußte. Ich war einsam in der Bretagne; ich war nicht glücklich. Man muß wohl glücklich in die Einsamkeit hineinkommen, um sich glücklich fühlen zu können; wer unglücklich in die Einsamkeit kommt, wird Glück und Frieden darin nicht finden. Ach, Graf Richard! nun kommt die größte Thorheit zum Schluß: Ich bin meiner Liebe zu dem Großsiegelbewahrer in der Einsamkeit nicht treu geblieben; ich sah Sie, theurer Freund, geliebter Freund! täglich komme ich zu Ihnen und — und ich weiß nicht mehr, ob ich Sie liebe, oder ob ich Ihren Sohn liebe. Nicht wahr, das ist gräßlich! nein, es ist mehr, als gräßlich, es ist lächerlich! Aber, lachen Sie nicht, geliebter, theurer Freund! haben Sie Erbarmen mit mir! Wenn ich morgen zu Ihnen komme, und Sie verziehen nur eine Miene, so sehen Sie mich nie wieder!"

Der Greis hatte diese Geschichte mit großer Bewegung gelesen; er barg die Blätter auf seiner Brust.

Der andere Tag kam, und der Abend kam, und Hufschlag kam die Ulmen-Allee entlang. „Mademoiselle!" rief der Greis. Aber der Kahnfahrer erhob sich und sprach: „Halten zu Gnaden, Messire! das ist nicht der Hufschlag des Tiger-

pferdes.“ Ein Reiter hielt vor dem Gitter. Der Reiter kam vom Schloß Fayel und überbrachte ein offenes Blatt, und darauf stand von der Hand Isabeau's: „Adieu! Eine Revolution ist in Paris ausgebrochen; der König soll geflüchtet sein; ich gehe nach Paris. Er ist in Gefahr! Isabeau.“

Wochen und Monate waren vergangen; auf die wahnsinnige Orgie der Julitage war ein kühler Herbst, war ein bitterkalter December gefolgt. Es war ein trauriges Jahr für viele edle Herzen im traurigen Frankreich, das Jahr 1830. Seit 1796 auf allen Schlachtfeldern geschlagen, errang die Revolution in den drei Julitagen einen ersten Sieg wieder auf dem blutigen Pflaster von Paris. Es sind ihr nachher größere gelungen. —

Kalt ist die Decembernacht; in dichten Flocken fällt der Schnee in die öden Höfe und die tiefen Gräben eines Schlosses in Frankreich; er bedeckt die erhabenen Befestigungen und das spitze Dach der Kapelle, darin die sterblichen Reste ruhen des letzten Enkels der Heldenlinie Bourbon-Condé; der Wind pfeift scharf durch die schlechtgeschlossenen Schießscharten des plumpen Donjon's, und die Raben fliegen.

Das ist ein's der ältesten Königsschlösser. Philipp Augustus residirte hier, jener feine Staatsmann, vor dem selbst der löwenherzige Richard

die Stirn senkte, und der heilige Ludwig dachte hier den Plan zu seinem Kreuzzuge; Karl der Weise und der ritterliche Franz hielten dieses Schloß Beide werth; sogar Ludwig der Große hat zuweilen noch Hof gehalten allda. Dem Besucher zeigt man gern eine Kammer hoch und luftig in dem St. Jacobsthurm. Jetzt ist sie wüst und öde; aber eine Tafel steht unter dem verkalkten Fenstersims von einst vergoldetem Holze, und auf der Tafel stehen die Namen der Frauen, die dieses Gemach einst bewohnten. Die holdselige Königin Blanche von Castilien ist die Erste, ihr folgte Marie von Brabant und Blanche von Navarra, dann Anna von Oesterreich, die hier nach George Villiers, dem prächtigen Lord Herzog von Buckingham, geseufzt haben mochte. Dann folgt der gefeierte Name der dame de beauté, der reizenden Agnes Sorel, deren klugem Sinne Frankreich wohl mehr die Befreiung von der Herrschaft der Engländer zu verdanken hat, als dem theatralischen Heroismus der vielgefeierten Schäferdirne von Dom-Remy. Dann kommt der Name der kalten, schönen Anabel von La Fayette, die als eine Büßerin in's Kloster ging, weil sie nicht den Muth gehabt, mit einem Könige zu sündigen, und ganz zuletzt der Name der süßen blonden Louise von Lavallière, die auch als Büßerin in's Kloster ging, aber freilich eben, weil

sie den Muth gehabt hatte, einen König zu lieben.

Im selben Thurm, gerade unter dem Schlafgemach so vieler großen und schönen Frauen, ist ein anderes Gemach. Ein kleines, spärliches Feuer brennt in dem riesenhaften Kamin, dessen marmorner Mantel mit den goldnen Lilien Frankreichs besät ist. Ein ärmliches Lager, ein strohbeflochtener Stuhl, ein alter Tisch mit einer einzig kleinen Lampe darauf bilden das ganze Ameublement. Der Bewohner dieses Staatsgefängnisses, er steht an dem mit starken eisernen Barren vergitterten Fenster; er drückt seine heiße Stirn an die halb erblindeten Fensterscheiben und schaut mit nassen Augen hinaus in das beängstigende seelenlose Treiben und Wirbeln der Schneeflocken — ja, mit nassen Augen, der hohe, feste Mann weint. Warum sollte er nicht weinen? Hier sieht ihn Niemand, um seinen Thurm schwingen nur die Raben und die Stürme ihre schwarzen Fittige; sein eifriges Gebet aber und sein halb unterdrücktes Schluchzen vernimmt nur der allmächtige Gott.

Die Raben fliegen, und der Schneesturm braust, und dumpf von den Wällen tönt der Rundruf der Posten: Sentinelle prenez garde à vous!

Der arme Gefangene im St. Jacobsthurm denkt an seinen König, der im Elend schmachtet;

denn Ausland ist Elend für jeden Franzosen, und König Karl ist Franzose, Franzose mit Herz und Seele, Franzose vom Scheitel bis zur Sohle. Der arme Gefangene denkt an seine Kinder, er denkt an seine Freunde, und reichlicher fließen seine Thränen. — Vor wenigen Wochen noch war dieser arme Gefangene Pair und Kanzler des Reichs, Großsiegelbewahrer von Frankreich und hochgeschätzter Minister. — Der arme Gefangene ist — der Graf von Peyronnet, er, der getreu war wie Wenige, hier eingekerkert, als ob er untreu gewesen, angeklagt auf Tod und Leben bei demselben hohen Gerichtshofe der Pairs von Frankreich, dessen Präsident er jüngst noch gewesen. Der Gefangene verläßt das Fenster, er setzt sich nieder hinter seinem Tische und schlägt ein altes Buch auf, das vor ihm liegt; es ist Froissard's unübertroffene Chronik. Peyronnet beginnt laut zu lesen: „Und sie brachten diese Rede an ihn, Sire von Larivière, rettet Euer armes Leben, denn den Boshaften ist Macht gegeben über Euch!" Und der arme Sire antwortete und sprach: „Hier oder dort, ich bin allerwege in Gottes Hand; ich fühle mich unschuldig, was ich habe und bin, das habe und bin ich von Gott und durch Gott; er hat's gegeben, mag er's nehmen, sein hochheiliger Name sei gelobt in alle Ewigkeit! Amen. Es geschehe der Wille des Herrn an mir. Die Könige,

denen ich gedient habe, sie haben meine treuen Dienste anerkannt und haben mich überreich dafür belohnt. Was ich gethan, das that ich auf ihre Befehle für das Beste dieses lieben Königreichs von Frankreich, und ich will den Spruch der Kammer des Parlaments von Paris!" Also sprach der gute Sire von Larivière, und der große Graf ließ ihn gefangen setzen wegen Hochverrath in den St. Jacobsthurm auf dem Schlosse zu Vincennes." — Graf Peyronnet hielt inne, er saß in demselben Gemach, in welchem der würdige Sire von Larivière gesessen, von dem Froissard schrieb; die Aehnlichkeit seines Schicksals mit dem des Larivière war frappant. Endlich las er weiter: „Da aber in der Kammer des Pariser Parlaments lauter Armagnacs saßen, weil der große Graf seine Gegner alle geächtet, so verurtheilten sie am Montag nach Kreuzeserfindung den treuen Sire von Larivière zum Tode. Solches wird ihnen schwer werden zu verantworten dermaleinst und absonderlich dem großen Grafen. Derselbe ließ das Urtheil alsobald vollstrecken und in dem Schloßgarten, der gegen Morgen ist vom Portale König Ludwig des Heiligen, dem armen Sire das Haupt abschlagen, darauf that man das abgeschlagene Haupt und den Leichnam in einen ledernen Sack, nähete denselben fest zu, schrieb darauf nach dem Gebrauch: laissez passez la justice du Roi! und

warf ihn in die Seine. Der König, unser Herr, aber, den Gott segnen möge, weinte häufige Thränen, daß er es nicht vermocht, seinen treuen Diener zu retten aus der Gewalt der Boshaften. Gottes Wege sind oft unerforschlich." Der Graf legte das Buch nieder. — War ihm das Schicksal des würdigen Larivière bestimmt? Da klang das dumpfe Rollen der Trommel herauf, der Tambour schlug Reveille auf dem Waffenplatz, der Gefangene hörte es kaum, ihm war Tag, wie Nacht. Und die Riegel seiner Kerkerthür rasselten wieder, und der Gefängnißmeister trat ein und brachte dem Gefangenen sein Frühstück. Peyronnet erwiederte den Gruß des Wächters mit der Herablassung des Grandseigneurs. Plötzlich fielen seine Blicke auf einen Teller, darauf lagen die kleinen dünnen Kuchen, die der Bretagner so sehr liebt, die auch Peyronnet so sehr zum Frühstück liebte, daß ihm Graf Richard allwöchentlich seinen Bedarf nach Paris sendete. Es ist kaum glaublich; aber ein Strahl von Freude brach aus den Augen des armen gefangenen Edelmannes. „Guter Mann!" rief er, „woher diese Kuchen? Das ist ein Liebeszeichen, das mir meine Tochter, oder mein Sohn, oder einer meiner bretagnischen Freunde sendet."

„Monseigneur!" erwiederte der alte, grauhaarige Beamte, „ich darf es Ihnen vielleicht nicht sagen,

aber es muß heraus. Seit Sie hier sind, reitet jeden Morgen eine schöne junge Dame auf einem prächtigen Pferde an das Gitter und erkundigt sich nach dem Befinden Ew. Excellenz, und hat sie die Nachricht, dann reitet sie traurig von dannen. Vor sieben Wochen etwa ließ sie mich rufen und sagte mir ernsthaft, aber freundlich, dabei zugleich so bestimmt, daß ich kein Wort erwidern konnte: „Lieber Freund! der Herr Graf von Peyronnet ist gewohnt, jeden Morgen zum Frühstück von den kleinen bretagnischen Kuchen zu essen; ich werde Euch jeden Morgen davon bringen, und Ihr werdet sie dem Herrn Grafen vorsetzen!" Ich sagte, ich würde es thun, denn ich hätte dieser Dame gegenüber nie den Muth gehabt, nein zu sagen. Ich mußte die Sache natürlich dem Herrn Commandanten melden und an ihn die Kuchen einliefern; Monseigneur wissen, der Dienst ist streng. Der Commandant berichtete sogleich an den Kriegsminister, und den Herren da in Paris mochte Das gefährlich dünken. Drei Wochen lang wurden jeden Tag Ihre kleinen Kuchen nach Paris geschickt. Endlich gestern Abends sagte mir der Commandant, der Herzog von Orleans, wollte sagen der neue König, habe erlaubt, Ihnen die kleinen Kuchen zu bringen."

Man wird recht geduldig im Gefängnisse. Ohne Bemerkung hatte der Graf die lange Erzählung

des Beamten angehört. Jetzt erst fragte er: „Könnt Ihr mir nicht sagen, guter Mann, wie die Dame aussieht?" Der Alte entgegnete eifrig: „Oh, sie trägt immer ein grünes Kleid und einen grünen Hut mit weißer Plume!"

„Das wollte ich nun eigentlich nicht wissen. Wie sieht sieht sie aus, ihr Gesicht?" „Ach! wie heller Sonnenschein! was soll ich weiter sagen?" meinte der Beamte.

„Heller Sonnenschein!" rief der Graf, von einer plötzlichen Erinnerung durchzuckt; „ja, Rayon de Soleil! es ist Niemand anders, als Isabeau Rayon de Soleil, meine schöne Cousine von Fayel!"

Und bei dem Namen dieses süßen Mädchens war's dem Gefangenen wirklich, als sei ein lichter Sonnenstrahl eingedrungen in seinen öden Kerker, als lachten Liebe und Freundschaft, das ganze sonnige Leben, als lache es herein durch die Kreuzstäbe der Schießscharte, und hatte Peyronnet Thränen über Thränen geweint des Schmerzes und der Sehnsucht, heute weinte er Thränen der Rührung, und während der arme Gefangene droben im Jacobsthurm ein Freudenfest feierte, trabte die schöne Isabeau drunten vorüber an der Flèche, und ihr schönes Antlitz war bethränt, und auf dem lieblichen Mund lag das Siegel des tiefsten Schmerzes; hinter ihr ritt Perbret, der Kahn-

führer des alten Grafen Richard, und erzählte ihr in der derben Weise alter bretagnischer Diener von dem seligen Sterben und der schönen Leichenfeier des Grafen Richard, seines Herrn. Der graue Diener schloß seine schmucklose Rede: „Unser allergnädigster König und Herr fortgejagt, der Vicomte im Gefängniß und Mademoiselle fort; das war zu viel für meinen armen alten Herrn; er starb in seinem Lehnstuhl. Sie wissen schon, und als es Abend wurde, rief er wie immer: „Mademoiselle!" und wir mußten hinaus, Romieu und ich, wie sonst in bessern Zeiten, obwohl wir wußten, daß Sie nicht kommen konnten. Als wir den Tag aber wieder hereinkamen, da schaute er uns mit einem ganz seltsam fröhlichen Gesichte entgegen, fuhr aber plötzlich mit der Hand nach der Brust und rief überlaut: Jesu Maria! Und als wir an ihn traten, war er todt. Romieu drückte ihm die Augen zu. Er ist vier Jahr älter als ich; drum ist das sein Recht. Wir beteten ein Vaterunser für seine Seele, und dann sangen die Weiber das Lodrebille, wie's Brauch ist bei uns zu Lande, und Gott wird meinem alten Herrn gewiß gnädig sein, denn das war ein rechter Edelmann hier auf Erden. Gott habe ihn selig!" So ritten sie dahin, die schöne Dame und der getreue Knecht.

Ach, Vincennes! du trauriges Schloß in Frankreich!

Wochen und Monate vergingen, und es ward zum andern Male Herbst seit den trauervollen Julitagen. Die Minister König Karl's, der Spruch der revolutionirten, herabgewürdigten, der Erblichkeit beraubten Pairskammer hatte die besten Franzosen, die treuen Diener des legitimen Königs zum ewigen Gefängniß verdammt.

Ewiges Gefängniß! — Wem schaudert nicht bei dem Gedanken?

Sterben für den König! oh, wie süß, wie schön! In ewigem Gefängniß schmachten für den König? Entblößen wir Royalisten still das Haupt vor den Namen der Märtyrer unseres politischen Glaubens; auch unsere Gegner werden solchen Männern ihre Achtung nicht versagen können.

Im Schloß zu Ham hatte man sie eingekerkert, den stolzen Fürsten Polignac, der schon in seiner Jugend acht lange Jahre im Gefängniß gesessen für seine Treue, die er seinem Könige gehalten. Dieser gute Edelmann, dem selbst seine Feinde den Ruhm eines makellosen Lebens zugestehen müssen, hat gerade ein Drittheil seiner ganzen Lebenszeit im Gefängniß zugebracht.

August Julius Armand Maria von Polignac kannte nur das Königsschloß, das Schlachtfeld, die Kirche und den Kerker.

Und mit ihm waren eingekerkert die Herren von Peyronnet, von Chantelauze und von

Guernon = Ranville, die vier im Schlosse zu Ham.

Die vier anderen Minister des rechten Königs von Frankreich aber, die Herren von Montbel, von Capelle, von Haussez und Graf Bourmont, hatten ihrem Königlichen Herrn flüchtig in die Verbannung folgen können. Sie erfuhren, wie schwer, wie schmerzlich es sei, um mit dem großen Dichter zu reden, französischen Odem in fremde Luft zu hauchen.

Und auch Du, mein ruhmgekrönter Marschall, auch Du, edler Bourmont, der Du eben das Lilienbanner auf Algier's Kassaubah gepflanzt mit siegreicher Hand, der Du so eben Frankreich geschmückt mit frischen, duftigen Siegeslorbeerkränzen, der Du so eben Tausende von Christenbrüdern befreit von der Galeere und von den Sclavenketten, der Du Dir eben noch den Segen der Christenheit errangst durch kühne Vernichtung der Seeräuberstaaten, denen die Staaten Europa's den schmachvollen Tribut nicht zu weigern wagten, auch Du mußtest in's Exil wandern!

Undankbares Frankreich! Undankbares Volk!

Zum andern Male war es Herbst geworden seit den gramvollen Julitagen, und in dem Tuilerienschlosse gebot Philipp Egalité's Sohn, der Präsident der achten Section des Jacobiner = Clubbs im Jahre 1792. Er, den der greise Lafayette,

nicht, wie Delavigne poetisch sang, „mit weißen Haaren," sondern mit brauner Perrücke, auf dem Stadthause in einem Anflug jacobinischen Humors „die beste der Republiken" genannt hatte; er, der Abgott aller Spießbürger, weil er Schulmeister in Reichenau gewesen und affectirt bürgerlich mit dem Regenschirm unter'm Arm spazieren ging; er gebot in Frankreichs Königsschlosse. Und den eidbrüchigen, fahnenflüchtigen Colonel, Herzog von Chartres, der mit dem, ihm von seinem Könige anvertrauten, Husaren=Regiment schmachvoll zum Feinde desertirt war, ihn nannte man den Kronprinzen der Franzosen! Den ehrwürdigen, durch die Geschichte eines halben Jahrtausends geheiligten Namen eines Dauphin's von Frankreich, den wagte man nicht, ihm beizulegen, aus einem Rest von Scham.

Und den stolzesten Zweig des Königsbaumes, den edlen Zweig Bourbon=Condé, ihn mußte Napoleons Riesenfaust knicken und in vollster Blüthe reißen vom alten Stamme Frankreich, und die Bourbon=Orleans, sie durften bleiben?

Oh! Herzog Enghien, Du ritterlicher Held! gemordet im tiefen Graben zu Vincennes. — Zwei Schritte von Deinem Grabe pflegte der Kronprinz der Franzosen mit seinen Brüdern Billard zu spielen. Doch sein Ende und Dein Ende! Platz für die Gerichte Gottes!

Es war ein Herbst-Sonntagmorgen; im Tuileriengarten versammelte sich die elegante Welt, um die letzten Georginen blühen zu sehen, um sich der letzten warmen Sonnenstrahlen zu erfreuen, um die Herbsttoiletten noch einmal bewundern zu lassen. Es war aber da nicht bloß elegante Welt, nein, alle Welt war eigentlich im Tuileriengarten an jedem Sonntag Morgen. Hier flüsterten junge Herren vom jungen Hofe des Bürgerkönigs, dort declamirten mürrisch alte Grognards aus der Kaiserzeit und deuteten auf die Fenster, an denen sich sonst der vergötterte Feldherr zu zeigen pflegte, hier plauderten Pariser Bonardins recht heiter, denen jedes Regiment recht war, wenn's nur nicht allzulange dauerte. Ein alter Schloßwärter, fast ehrwürdig anzusehen mit seinem Silberhaar, stand an dem Gitter mit vergoldeten Pfeilspitzen, das einen kleinen Theil des Gartens damals abschloß. In diesem Theile des Gartens spielte ein hübscher Knabe von etwa sieben Jahren unter der Aufsicht einer Dame und eines Herrn. Dicht an dem alten Wächter gingen zwei Frauen vorüber, eine ältere und eine jüngere; die jüngere trug ein einfaches Reitkleid von grünem Kortryktuch und einen grünen Hut mit weißen Federn. Es war Isabeau von Fayel; aber ihr liebliches Gesicht war bleich, das sonnige Lächeln war geschwunden aus den holdseligen Augen, und in den

seinen Zügen kämpfte sichtlich die tiefste Entmuthigung mit dem bretagnischen Trotz, mit dem stolzen Unabhängigkeitssinn der edlen Dame. Isabeau Rayon de Soleil stützte die leichte Last ihres zierlichen Körpers auf den Arm der sehr ältlich und sehr wohlbeleibt gewordenen Madame Delpech, die sich in einer schnupftabakfarbenen Robe der verstorbenen Tante von Marignan nicht wenig blähte. Bei dem Ton von Isabeau's Stimme, in dem ein tiefer Schmerz vibrirte, drehte sich der ehrwürdige Schloßwächter um und machte der Dame von Fayel ein tiefes Compliment. Verwundert blieb Isabeau stehen und schaute in das alte Gesicht des Mannes. „Kennen Sie mich, mein Herr?"

„Verzeihen Sie, Madame," erwiederte der etwas erröthend, „ich bin ein Bretagner und glaubte, Verzeihung, aus Ihrer Sprache schließen zu dürfen, daß . . . ."

„Daß ich auch eine Bretagnerin sei;" unterbrach ihn Isabeau mild lächelnd, „und Sie haben Sich nicht getäuscht; ich bin eine Bretagnerin!"

„Ich liebe meine Heimath so sehr, und habe sie doch seit länger als vierzig Jahren nicht gesehen!"

„Sie gehörten zum alten Hofe, mein Herr?" Es lag ein leiser Vorwurf in dieser Frage.

„Ich verstehe Sie, Madame!" sprach der Greis ernst; „ja, der Roi Martyr, König Ludwig XVI., hat mich zum Schloßwächter hier gemacht; ich bin es geblieben. Dieses Schloß ist mein Leben, der Gedanke an meine bretagnische Heimath mein Traum. Der König Ludwig verließ dieses Schloß, ich blieb; die gräßlichsten Menschen tagten darin und schickten sich wechselseitig auf's Schaffot; ich blieb. Der große Kaiser gebot hier und flüchtete von hier; ich aber blieb. — Da kamen meine rechten Herren zurück, die Brüder meines Königs, die nach einander Könige wurden an seiner Statt, und ich trat ihnen mit frohem Herzen und strahlenden Augen entgegen, und überreichte ihnen, was man mir anvertraut; ich war nicht gewichen von meinem Posten. Da sprach die gottselige Dauphine zu mir: „Ei, Du frommer und getreuer Knecht, Du bist mit Wenigem getreu gewesen, ich will Dich über Viel setzen!" Ich aber bat die fromme Königliche Hoheit, daß Sie mich sollte lassen an meiner Stelle. Ich blieb. Aber eines Mittags kam sie selbst hinabgestiegen in mein Zimmer, setzte sich auf meinen Stuhl, examinirte mich ordentlich in unserm allerheiligsten katholischen Glauben, und als ich wohl bestanden darin, wie ein rechter Bretagner, da reichte sie mir ihre Hand zum Kuß und beschenkte mich mit einem goldenen Gebetbuch,

auf dessen erste Seite sie selber geschrieben hatte: „Marie Therese von Bourbon ihrem frommen und treuen Diener Philippe Charlin.“ Die Augen des alten Schloßwächters glänzten stolz, er fuhr fort: „Um des Gebetbuchs willen thut mir's Leid, daß ich kein Kind habe, dem ich's vererben könnte als ein Familienstück. Ach, Madame! und als vor zwei Jahren die böse Zeit wiederkam, als die Majestät flüchten mußte und auch Sie, als die Tollköpfe hier eindrangen, und Alle die Flucht ergriffen, da blieb ich und werde bleiben, bis mein rechter Herr und König seinen Einzug wieder wird halten in dieses alte, liebe Schloß. Ich werde nicht sterben, bevor Dieß geschehen!“

Isabeau reichte ihre Hand dem eisgrauen Diener des Königlichen Hauses, der so zuversichtlich von der Rückkehr der Bourbonen sprach, als wisse er, daß König Karl schon auf dem Wege sei nach Paris. Der Greis küßte ehrerbietig die Hand der schönen Dame, dann deutete er auf den spielenden Knaben hinter dem vergoldeten Gitter und sprach: „Da auf demselben Platze da fuhren sie vor zwanzig Jahren ein anderes Kind spazieren, und der vergoldete Wagen war mit zwei weißen Lämmern bespannt, und die Mutter des Kindes war eine Kaisertochter, wie die Märtyrerkönigin, und sie nannten das Kind König von Rom, und das sollte von seinem Vater einst die halbe Welt

als Erbe bekommen, die halbe Welt, über die jener große Kaiser das Schwert der Gewalt streckte. Wer ist nun der König von Rom? Und vor drei Jahren, Madame, da sah ich dort wieder einen Prinzen spielen, prächtige Locken umflossen sein feines, liebes Gesicht, und mit den klugen Augen blickte er hinauf zu dem Lilienbanner, das über ihm auf der Plattform des Schlosses rauschte, und dann kamen die Schweizergarden an dieses Gitter und riefen: Vive le colonel-général! vive le duc de Bordeaux! Er war nämlich Generalobrister der Schweizergarde, Er, der letzte Erbe des allerchristlichsten Königs, und wenn er den Ruf vernahm, dann eilte er hierher und streckte seine lieben Hände durch's Gitter und schüttelte die rauhen Hände der Krieger und plauderte mit ihnen stundenlang, bis Herr von Barbançois kam und ihn zum Unterrichte einlud. Dann pflegte der liebe junge Herr zu sagen: „Geht, Euer Generalobrister darf kein Unwissender sein, aux armes, mes braves! aux armes! Morgen wird mich Herr von Crillon auf Eure Wache führen, da spiele ich Billard mit Euch!" Mit graziösem Gruß unter dem lauten: Vive le colonel-général! ging das Königliche Kind. Mann an Mann lagen die treuen Gardisten hinter dem großen Gitter drüben, als das mordlustige Gesindel in den schrecklichen Julitagen hier herein-

brach; sie dachten an ihren jungen colonel-général und starben einen schönen Soldatentod. Das Kind, welches jetzt dort spielt, sie nennen es den Herzog von Montpensier, es ist der jüngste Sohn des Herrn, dem jetzt die Gewalt gegeben ist; wie lange? Gott allein weiß es!"

Der Alte schwieg. Tief traurig neigte Isabeau das schöne Haupt. „Dem jetzt die Gewalt gegeben ist!" flüsterte sie schmerzlich bewegt; „und ich muß als eine Bittende vor ihm erscheinen, denn ihm ist jetzt die Gewalt gegeben!"

„Sie sind von den „Unsrigen," Madame!" sagte der Schloßwächter leise, „und müssen bei Dem bitten, der jetzt die Gewalt; das ist sehr, sehr schmerzlich! — Gehen Sie zu seiner Gemahlin; die Frau Herzogin von Orleans ist eine gar fromme Dame, und ihre Diener versichern, sie bete und weine halbe Nächte lang, und die Krone drücke wie eine Dornenkrone auf ihrer Stirn; sie ist ja auch eine Bourbon von der Königslinie. Gehen Sie lieber zu ihr, als zu Dem, der hier Gewalt hat!"

„Ich kenne die Wege zu ihr nicht!"

„Aber ich kenne sie! Warten Sie hier nur einige Augenblicke auf mich, Madame!"

Der Schloßwächter eilte davon und kam bald zurück. Ein Herr folgte ihm. Er machte der Dame von Fayel eine leichte Verbeugung und wollte

ihr näher treten. Plötzlich blieb er stehen; und staunend mit halb unterdrückter Stimme rief er: „Isabeau!"

Dann trat er näher und sprach: „Ich habe die Ehre, Madame, wenn ich nicht irre, Fräulein von Fayel zu sehen; nein, ich kann nicht irren!"

„Sie irren nicht, beau Sire de Penhoët!" erwiederte Isabeau kalt, „und ich wollte lieber, Sie lägen drunten in dem Kieselgrund an der Küste der Bretagne, als daß ich Sie als einen abtrünnigen Edelmann hier sehen muß, als einen Höfling des Bürgerkönigs!"

Ein trübes Lächeln zog über das blasse Gesicht des Bretagners, als er sich an sein verunglücktes Wettreiten mit der Dame von Fayel erinnern hörte; dann warf er stolz das Haupt in den Nacken und entgegnete: „Sie haben Recht, Madame! ich wollte auch, ich läge drunten im Kieselgrund an den bretagnischen Klippen; ich wollte, der Pistolenschuß, mit dem Sie mein Pferd tödteten damals, hätte mich getroffen. Aber Ihr Vorwurf ist ungerecht; ich bin weder ein abtrünniger Edelmann, noch ein Höfling des — Herrn Herzogs von Orleans. Seit fünf Jahren gehöre ich zu den Cavalieren der Frau Herzogin von Orleans, mit Genehmigung des Königs. Ich kann Ihre Königliche Hoheit nicht im Unglück lassen;

denn als ein Unglück betrachtet Marie Amelie das Königthum ihres Gemahls!"

„Verzeihen Sie mir!" sagte Isabeau beschämt.

Der Cavalier küßte die ihm dargereichte Hand der Dame.

Bald hatte Isabeau's rückhaltslose Offenheit den beau Sire, das ist der uralt bretagnische Titel der adeligen Landsassen, zum Vertrauten ihres Kummers und ihrer Wünsche gemacht. Die stolze bretagnische Edeldame petitionirte bei den Ministern des Bürgerkönigs seit Monaten vergeblich um die armselige Erlaubniß, in dem Städtchen Ham ihre Wohnung nehmen und ihren Freund, den Grafen Peyronnet, in seiner Gefangenschaft sehen zu dürfen. Ihre Vorstellungen, ihre Bitten waren vergeblich. Isabeau konnte sich nicht erniedrigen, und den Emporkömmlingen der Julirevolution behagte gar wohl das kriechende Schranzenthum, das sie der reinen Monarchie so lange zum Vorwurf gemacht hatten. Isabeau's holder Mund konnte bitten, aber es lag in ihren Bitten ein Stolz und eine der schönen Bittstellerin wohl selbst nicht bewußte Persiflage dessen, den sie bat, so daß sie nirgend eine Erhörung finden konnte. „Sie bat," schrieb Chateaubriand von ihr, „wie der römische Patricier seine Sclaven während der Saturnalien gebeten haben mochte!" Aber die in Frankreich 1830 zur Herrschaft gekommenen Sclaven,

sie glaubten nicht an das Ende der Saturnalien, sie glaubten in ihrem Wahnsinn wirklich an die ewige Herrschaft der liberalen Phrase. Ueberall sah sich Isabeau mit plumpem Bourgeois=Hochmuth abgewiesen. Welche Prüfung für diese einsame, stolze, keusche Seele!

Eine Stunde später führte der beau Sire von Penhoët die Dame, die er so schmerzlich heiß liebte, die er ohne Hoffnung liebte, in das Closet der frommen Marie Amelie, zu jener Fürstin, welche selbst die bittersten Feinde des Hauses Orleans nicht zu hassen vermögen.

Die Portière fiel hinter der Dame von Fayel; hoch und stolz stand der junge Edelmann allein. Er preßte die Hand auf die glühende Stirn, und er preßte die Hand auf das klopfende Herz, und stand hoch und stolz, wie eine Tempel=Wacht vor dem Höchsten und Liebsten. —

Und abermals waren Wochen und Monden vergangen, seit Isabeau Rayon de Soleil eine Unterredung gehabt mit der hohen Gemahlin Louis Philipp's, und immer noch war ihr nicht die gewünschte Erlaubniß geworden, in Ham den Mann trösten zu dürfen, den sie liebte. Es gab Männer unter den Paladinen des Julikönigs, die eine kleinliche Rache übten an dem armen Gefangenen von Ham. Isabeau war in ihre liebe Bretagne zurückgekehrt; sie führte wieder ihr ein=

sames Leben auf dem Schlosse zu Fayel; aber nicht mehr flog sie auf dem zierlichen Tigerroß über die Halden und durch die Haiden. Dem edlen Thiere hatte sie einen Denkstein setzen lassen in ihrem Park zu Fayel, und ritt sie jetzt daran vorüber, langsam und traurig auf einem jener starkknochigen, schwarzbraunen Klepper, wie man sie sieht in der Bretagne zwischen dem Meer und der Loire, so trat so manches Mal eine Thräne in ihr liebes blaues Auge und glitt still hinunter an der glatten Wange. Mit freudiger Hoffnung erbrach Isabeau jeden Brief, den ihr Herr von Penhoët sandte; aber kein Brief brachte die Erfüllung ihrer Wünsche.

Um die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche war's, und heftig wehte der Wind vom Lande ab; er fegte über die kahlen Gefilde um Fayel und kämpfte brausend mit der Brandung des Meeres, die ihr Haupt mit der weißen Schaumkrone bald über den finstern Klippen erhob, bald grollend hinter dem festen Steinwall verbarg.

Dunkle Wolken jagten über den Mond hin, und stöhnend bogen sich die Nadelhölzer der kleinen Waldung.

Aber wie hohl auch der Sturm heulte, und wie grimmig die Brandung donnerte an dem Klippenpanzer der Bretagne, ein seltsamer Ton ward

doch vernehmlich, und der Sturm selbst schleuderte einzelne — Tonbrocken möchte man sagen, über die Klippen in's Meer; hielt er aber einen Moment ein, wie um zu verschnaufen und Athem zu schöpfen zu einem neuen Anlauf, dann vernahm man die Töne eines näher kommenden frommen Gesanges.

Und um die schwarze Waldecke bog eine Procession, geführt und geleitet von Dienern mit Windlichtern. Vor dem Zuge ritt langsam die Dame von Fayel, und ihr Antlitz glänzte weiß im Mondlichte, und der Kreppschleier der Trauer flog über und vor ihr hin im Nachtwinde. Die Mönche aber, die ihr paarweise folgten, sie sangen die heilige Passion:

O decora
Quondam ora,
Quam sunt modo pallida!
Ah! perfossa
Ante ossa
Quam sunt modo squallida.

Und unter Thränen flüsterte die Dame:

Ja, das lichte
Angesichte
Wie so bleich ist jetzt sein Schein!

Hinter den Mönchen aber fuhren sie den Sarg des edlen und sehr mächtigen Herrn und Grafen Richard von Peyronnet, und auf dem Deckel des

Sarges hatten sie des alten Herrn treues Schwert befestigt und das St. Ludwigskreuz und einen frischen Lorbeerkranz; denn er hatte ja überwunden. Hinter dem Sarge führte man das Roß des Grafen, und mit den Edelleuten der Gegend folgte der lange Zug der Diener. Ein Platz war leer; — der erste Leidtragende fehlte. Der Sohn konnte seinem Vater nicht die letzte Ehre erzeigen; er saß, ein Gefangener des Julikönigs, auf dem Schlosse zu Ham. Aber rechts und links neben dem Sarge tauchten auf in Mondschein und Fackellicht dunkle, seltsame Gestalten, und verschwanden wieder in Nacht, und lange Haare flatterten gespenstisch im Nachtwind, und düstre Augen blitzten, und wenn der fromme Chor der Mönche verstummte, dann gellte es wie ein schriller Angstschrei schneidend durch Sturmbrausen und Wogendonner, und der Chor der bretagnischen Leichenklagweiber erhob sich bald zeternd, bald murmelnd in jenen uralten eigenthümlichen Weisen, deren Bedeutung mehr geahnet und gefühlt werden muß, als gekündet werden kann.

Der Mond spiegelt sich auf der Welle,
An der See liegt Einer erschlagen —
Nimm die blauen Blumen, Dirne,
Sind so blau, wie Deine Augen,
Sind so blau wie Gottes Himmel.
An der See liegt Einer erschlagen,
Thu' mich nicht weiter fragen,

Der Mond spiegelt sich auf der Welle.
Was willst Du mit dem Schleier?
Die Krone liegt im Morbihan,
Nimm die blauen Blumen, Dirne,
Sind so blau wie Deine Augen,
Sind so blau wie Gottes Himmel,
Die Krone liegt im Morbihan,
Herr Henriot ist dicht daran,
Der erbt nun Krone und Schleier.
Und ist er nicht von reinem Blut,
Der Kron' und Schleier nehmen thut,
So seie Gott ihm gnädig.
Die Krone liegt im Morbihan,
An der See liegt Einer erschlagen,
Gott sei dem gnädig!
Gott sei dem gnädig!

Und wenn die schauerliche Todtenklage der Leichenweiber verstummt war, dann begann der Gesang der Mönche wieder, und so kam der Zug bis an die letzte Klippenreihe; hier sprang Isabeau von Fayel von ihrem Roß und befahl, den Sarg des alten Grafen vom Wagen zu nehmen; die Mönche aber schlossen einen Kreis, und Alle beteten. Danach schritten Pommieu und Perbret, der greise Jagdmeister und der alte Kahnführer des Grafen Richard, voraus durch einen tiefen Einschnitt des Klippenwalles, sechs Bretagner huben den Sarg auf ihre Schultern und folgten den voranschreitenden Dienern; hinter dem Sarge aber ging Isabeau ganz allein, während die Mönche und die andern Herren des Gefolges zurückblieben und einen

Hymnus anstimmten; der Sarg aber, dem Isabeau folgte, wurde von dem Klippenwalle einen schmalen Pfad abwärts getragen, der ganz gerade aus, steil, nach der See hinablief, bis er fast den Spiegel des Meeres erreichte; dann zog er sich wieder aufwärts und führte auf das schmale Plateau einer Felsklippe, die wohl dreihundert Schritt von der Küste ihr einsames Haupt hoch über den Wellen erhob. Auf dieser Klippe im Meer, Jodeletstein nennt sie der Schiffer, hatte sich Graf Richard sein Grab bereiten lassen; seine letzten Verfügungen baten seine junge Freundin, sie möge selber seinen Sarg an diese Stätte geleiten.

Die treuen Diener senkten den Sarg in die feste Steinkluft und deckten die bereitliegende Granitplatte darüber, deren Aufschrift Namen, Stand und Alter nannte; dann zogen sie still die Hüte ab, warfen sich auf die Kniee und beteten den Rosenkranz. Mitten unter ihnen kniete die Dame, und der Mond war verhüllt, und der Gesang des Leichengefolges drang nicht herüber vom Lande, die Beter am Grabe des alten Edelmanns waren allein, ringsum brauste das mächtige Meer. Plötzlich erhebt sich der alte Perbret, einen ängstlichen Blick wirft er um sich, dann stürzt er sich auf die Dame von Fayel, hebt sie auf seine Schulter und mit dem lauten Ruf: „die Fluth! die Fluth!“ springt

er mit seiner edlen Last hinunter den steinigen Weg; hastigen Laufes folgen ihm seine Genossen, und hehr und gewaltig rauscht's ringsum; und als die Bretagner den Landweg auf der andern Seite erklommen, und Perbret drüben keuchend die Dame von seinen Armen gleiten läßt, da rauscht die Woge schwer und riesig einher und schwankt über den Felsweg, und das tiefe Meer trennt Isabeau von dem Grabe ihres geliebten Freundes, um dessen weißen Stein die Wellen tanzen, und den sie oft überspritzen mit ihrem Schaum.

Ruhe sanft, Du rechter Edelmann, im steinernen Grabe beim Brausen des Meeres und im Donner der Brandung!

Abermals ist es ein Schloß in Frankreich, in das wir dem seltenen Mädchen folgen, das nach Jahre langem Warten durch den beau Sire von Penhoët endlich Erlaubniß erhalten hat von dem Herrn Minister des Krieges und von dem Herrn Minister des Innern, ihren Freund im Gefängniß zu sehen, durch ihre holde Gegenwart seine Leiden zu mildern.

Aeußerlich bietet das Schloß Ham dem Blick keine besondere Merkwürdigkeit. Der Connetable von St. Pol ließ es in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts erbauen. Es bildet ein regelmäßiges Viereck, an allen Winkeln von runden Thürmen

flankirt, untereinander durch steile Werke verbunden. Gegen Nordost schützte ein viereckiger Thurm das einzige Thor; ein ähnlicher Thurm erhebt sich auf der Nordwestseite. Die Außenwerke bestehen in zwei Halblünetten in Osten und Westen. Die Somme fließt rings um das alte Gebäude. Die beiden Gebäude im Innern sind zu Kasernen eingerichtet. Das Staatsgefängniß befindet sich auf der äußersten Rechten eines dieser Gebäude. In dem Hofe sieht man nur eine einzelne Linde, weitgeästet, hochragend, prächtig, blätterreich. Die Linde hat eine seltsame Geschichte für sich. König Ludwig der Märtyrer hatte alle Staatsgefängnisse aufgehoben, die Republik stellte sie wieder her. Die Ordre, die das Schloß Ham wieder zum Staatsgefängniß machte, hatte der Convents-Deputirte Bourdon unterzeichnet. Drei Jahre später befand er sich hier, des Föderalismus verdächtig, angeklagt und verurtheilt zu ewigem Gefängniß. Auch diesen Schwärmer hatte die Bewegung überholt; verzweifelnd tobte der unglückliche Mann in seinem Gefängniß. Ewiges Gefängniß! Er konnte auf keine Begnadigung hoffen; Gnade zu üben ist ja das göttliche Vorrecht der Könige auf Erden, und mit auf Bourdon's Spruch war das Haupt des Königs gefallen unter dem Fallbeil; er selbst hatte die Gnade ermorden helfen. Und verzweifelnd starrte der unglückliche Mann auf das dürre,

nackte Holz, auf den Freiheitsbaum, der, mit der rothen Mütze bekleidet, wie zum Hohn vor dem Gitter seines Kerkers stand. Da rief er denn in dem halben Wahnsinn seiner hoffnungslosen Seele: „Gott, wenn Du lebst, und wenn bei Dir Gnade für mich ist, so gieb mir ein Zeichen, so laß diese dürre Stange Wurzel schlagen und sich mit grünen Blättern krönen!“ Und siehe, der Frühling kam, und die dürren Aeste schlugen aus, und spärliche Blätter wurden sichtbar. Bourbon von der Oise aber sah von seiner Gefängnißzelle aus noch mehre Jahre lang den Baum mächtig werden, blühen und grünen. Was er dabei gedacht und gefühlt, wer will's sagen? Als er aber wieder frei war, da sagte er, wenn die Rede auf den Baum kam: „Das war ein seltsamer Zufall, wirklich!“ Zeichen und Wunder thut der allmächtige Gott umsonst für diese klugen Zufallsmenschen!

Und es war gegen Mittag an einem schönen Sommertage, da trat Isabeau Rayon de Soleil in das Gefängniß des Grafen Peyronnet. Der Gefangene kam ihr entgegen, er schloß sie in seine Arme und drückte sie an sein wundes Herz. Er wußte, was sie um ihn gelitten, was sie für ihn gethan!

Und sie kam täglich in die Zelle des armen gefangenen Mannes; sie durfte ihn täglich sehen.

So kam sie Jahre lang; ihr Blick fiel wie ein lichter Sonnenstrahl in das traurige Leben Peyronnet's.

Die Jahre der Gefangenschaft schwanden, und der ehemalige Kanzler Frankreichs, als er starb auf seinem weißen Schlosse Montferrand, da war's Isabeau's weiche Hand, die ihm die müden Augen zudrückte zum letzten Schlummer. Am dritten Tage zur Nacht hat sie ihn begraben neben seinem Vater auf dem Jodeletstein im Meer.

Die Schlösser von Fayel und Ivonne gehören heut dem beau Sire von Penhoët, der jährlich drei Mal nach Brest geht, um alldort im Kloster der Clarissinnen die glockenhelle Stimme der heißgeliebten Dame beim Gesange der Nonnen zu vernehmen. Isabeau trat aus dem Kloster in's Leben, und sie ist aus dem Leben in's Kloster zurückgekehrt.

Lebe wohl, Du holdseliges Mädchenbild! Wer einmal nur in Dein süßes Angesicht geschaut, er wird Dein gedenken in alle Zeit!

Tretet in die Hütte des Bretagners, von Quibéron bis in die dunklen Wälder von Fouchères, zwischen dem Meere und der Loire, so werdet ihr die Söhne des Chouans erzählen hören von ihrer Väter stolzem Schlagen, von den ruhmreichen Chefs ihres Heldenkampfes, von Cadoudal und Tinteniac, von Puisaye und Anderen, und da-

zwischen wird's klingen sagenhaft schon nach so wenigen Jahren vom „grünen Fräulein," und sie werden Euch seltsame Lieder singen in ihren rauhen Kehltönen von Mademoiselle, wie sie geritten zum alten Grafen in's weiße Schloß, und wie sie geflogen durch Feld und Wald auf ihrem Tigerpferd, und wie ihr Gold gewesen in den Händen der Armen und ihr Trost am Schmerzenslager der Kranken, und wie sie verschwunden sei aus dem guten Lande. Doch nicht für immer. — Wenn der weiße Pavillon wieder flattern wird von dem Dome zu Rennes, dann wird auch Mademoiselle wieder erscheinen auf ihrem Tigerroß, und Glück und Segen sein in der Bretagne bis zum jüngsten Tage.

Der Graf von Bussy.

Historische Novelle.

Das sonst stets zahlreich besuchte Gesellschaftszimmer der geistreichen Herzogin von Brancas war seit Jahren nicht so vereinsamt gewesen, wie heute. Der Sommerabend war entsetzlich schwül, die Fenster des Salons, die nach der Gartenseite gingen, waren zwar hoch aufgezogen; aber die warme Luft trug nur die betäubenden Düfte des Jasmin und der gelben Akazie in die hell erleuchteten Räume, in denen eine tiefe Stille herrschte.

Auf einem kleinen Sopha, vor dem ein ovalrundes Tischlein stand, dessen mit Lapis Lazuli und goldnen Arabesken eingelegte Platte auf drei reich vergoldeten Drachenfüßen ruhete, lag die Herzogin von Brancas, eine Dame von etwa dreißig Jahren.

Germaine von Mailly=Rubempré, das der Geschlechtsname der vornehmen Frau, war hoch und schlank, ihre Formen waren fein und zierlich, ihr blasses etwas leidendes Gesicht wurde durch große, geistvolle Augen von unbestimmt blaugrauer Färbung beherrscht, und um ihre schmalen Lippen

spielte jenes stereotype Lächeln geistiger Ueberlegenheit, das, mit einem starken Zusatz aristokratischer Geringschätzung des Gemeinen, Gewöhnlichen, das eigentliche Wesen der schönen Herzogin verrieth.

Trotz der halb liegenden Stellung war die Haltung der Dame edel; ihre Arme von tadelloser Schönheit und etwas überladen mit Armspangen aller Art geschmückt, waren so weiß, daß ihnen die blaßgelbe Seide der Robe zur Folie diente. Unter der linken Brust trug die Herzogin einen funkelnden Strauß von Stiefmütterchen und Diamanten.

So in die weichen Kissen gedrückt, die Hände in den Schooß gelegt, schien Germaine die Außenwelt vergessen zu haben, und in ihren Augen leuchtete der Blick nur wie der Brand, der unter der Asche verborgen fortglüht.

Der Herzogin gegenüber auf einem seltsam zerbrechlich aussehenden Sesselchen saß eine sehr häßliche Person mit einem über alle Maßen pockennarbigen Gesicht, zwei kleinen, lebhaften, schwarzen Augen darin und einem fast immer zu süßlichem Lächeln verzerrten zahnlosen Munde. Diese Person saß, in eine faltige schwarze Seidenrobe gehüllt, mit gekrümmtem Rücken, dort, und den stark gepuderten Kopf weit vorgestreckt, glich

sie in der That einem häßlichen Raubvogel, der auf Beute lauert.

Das aber war Gervaise Pantin, einst Kammerfrau der Großmutter, dann Erzieherin der Mutter der Frau Herzogin, und nun die einflußreiche Vertraute dieser Dame selbst. Sie war im herzoglichen Hause keine Dienerin mehr; sie fand ihren Platz in der gewähltesten Gesellschaft, und nach einem kleinen Landgute, welches ihr die Gräfin von Grignan, die Großmutter der Herzogin von Brancas, vermacht, nannte man sie die Dame von Lariboissière.

Außer diesen beiden Damen waren noch zwei ältere Herren in dem Salon; sie saßen in einer entfernten Nische und machten schweigend ihre Partie im Brettspiel.

Eine ziemliche Weile schon hatte die fast peinliche Stille in dem schwülen Salon geherrscht, als plötzlich eine der schweren Portièren von dunkelrothem Sammet zurückgeschlagen wurde, und ein köstlich frisches, melodisches Lachen den schweren Bann des Schweigens brach.

Ein mildes, freundliches Lächeln flog über das geistvolle Gesicht der Herzogin; die Dame von Lariboissière erhob sich von ihrem Tabouret, und selbst der greise Bailli der Malthefer in der Fensternische stellte für einen Moment wenigstens den Würfelbecher bei Seite und wendete schmunzelnd

seinen weißen Kopf nach der Stelle, von der aus das Lachen erklang.

In den Salon aber trat eine zauberisch liebliche Erscheinung, eine junge Dame mit strahlend freundlichen Augen und einem prächtigen sonnigen Lächeln um den Mund; — das war Fräulein von Laraguais, des Herrn Herzogs von Brancas jüngste Schwester.

Mit kaum hörbaren Schritten eilte die schlanke Gestalt, von einem blaßblauen Florhemde, das sie über dem Reifrock und den Pochen trug, wie von einer Sommerwolke leicht umflogen, über die glatten Dielen des Fußbodens, neigte vor den Herren und dann auch vor der Dame von Lariboissière leicht und mit abgemessenem Gruße das stolze Haupt, dessen reiches, dunkelblondes Haar, nur ganz wenig gepudert und glatt hinter das Ohr gestrichen, dem reizenden Gesicht des Fräuleins einen außerordentlich pikanten Ausdruck von Kindlichkeit gab.

Ungezwungen kniete die junge Dame nieder vor der Herzogin und drückte deren schmale Hand zärtlich an ihre süßen Lippen; Germaine von Mailly-Rubempré aber schlang ihre beiden Arme um den rosigen Nacken des Fräuleins und küßte es innig.

Claire von Laraguais stand auf und setzte sich neben die Herzogin; dann ließ sie halb spöttisch

ihren heiter strahlenden Blick durch den Salon fliegen, und abermals ertönte jenes frische klingende Lachen, das die Herzogin von Brancas so gern hörte, das anmuthig und schmeichelnd wie heitere Musik in Ohr und Herz der Hörer drang.

Die Herzogin sah die junge Dame fragend an.

„Ich lache!" rief Claire antwortend, „ich lache, meine theure Germaine, weil ich Sie so lebhaft gesucht, Ihren Salon so sehr gefüllt, Ihren Empfangabend so überaus geräuschvoll finde!"

Die Herzogin drohte dem Fräulein lächelnd mit dem Finger; Claire von Laraguais aber fuhr mit der Unbekümmertheit eines verzogenen Kindes fort: „Aber es ist auch wirklich Niemand hier, gar Niemand, außer den beiden Invaliden dort! Die treuesten Haustruppen sind der Frau Herzogin von Brancas ungetreu geworden, die sonst hier Unvermeidlichen meiden jetzt diesen hübschen rothen Salon. — Was heißt das?

„Aber, liebe Claire!" — unterbrach die Herzogin, jedoch ohne Erfolg; denn das Fräulein zog einen Diamantring von einem ihrer schmalen Finger, mit dem sie die Lapis Lazuli-Platte des kleinen Tischchens ohne Erbarmen zerschnitt, während sie unaufhaltsam weiter plauderte: „Habe ich etwa Unrecht? Wo ist Herr von Brissac, dem dieser Salon oft zu klein war für seine langen Beine? Desertirt, Ihnen untreu geworden, schöne

Germaine! hat sich in die spitznasige Frau von Grammont verliebt, vielleicht nur, weil er in deren Salon mehr Platz für seine langen Beine hat."

„Aber, Claire, Sie zerkratzen mir ja meine schöne Platte, bitte!"

Das Fräulein steckte ruhig den Ring wieder an den Finger, warf sich in die Kissen zurück und stieß mit der Spitze des kleinen Fußes so heftig an die geschweiften Drachenfüße des Tisches, daß dieser in ein gar bedenkliches Schwanken gerieth; dabei examinirte sie weiter: „Wo ist der Marquis von Lafayette, der so fabelhafte Geschichten von Amerika erzählte? Sagen Sie doch, Germaine! Ungetreu, desertirt, ist ein Politiker geworden, ein Verschwörer; hatte so hübsche weiße Hände — schade um den Cavalier!"

„Claire, Sie sind ja heute ganz wie ein Kind!" unterbrach die Herzogin wieder; „Sie werden der guten Lariboissière den Tisch in den Schoß werfen!"

Fräulein Claire zog ihren niedlichen Fuß zurück und plauderte, den Arm der Herzogin ergreifend und die Armspangen durch einander schiebend, weiter: „Wo ist der hübsche Mensch mit den schwarzen Locken und den dunkeln Augen geblieben, der so schlechte Manieren hatte und so nette Verse auf Ihre schöne Arme machte, Germaine?

Sie hatten ihn ja so sehr in Affection genommen? Und der Andere, der Dichter, der immer so verstört aussah; immer war, als wache er eben auf aus tiefen, tiefen Träumen? Ich habe den Namen vergessen; wo sind sie? Ah, schöne Herzogin! Sie verstehen vielleicht, Eroberungen zu machen, aber nicht, sie zu behaupten; ich werde Ihnen Lectionen ertheilen. Sehen Sie, Germaine, nicht einmal Ihr treuester Verehrer, unser Cousin, Graf Bussy, ist Ihnen heute treu geblieben.

Bei dem Namen Bussy richtete sich die Dame von Lariboissière hoch auf und schaute das Fräulein mit forschenden Blicken an; die Herzogin aber befreite ihren Arm mit einiger Mühe aus den kleinen unartigen Fingern des Fräuleins und sagte etwas schärfer als vorher: „Sind Sie denn ein Kind, Claire? Sie thun mir wirklich wehe, und was Ihren Cousin, den Herrn Grafen von Bussy-Rabutin betriffe, so kommt er hierher schwerlich meinetwegen; denn erst, als Sie aus dem Kloster kamen, hatte der Herr die Gnade, sich zu erinnern, daß er mit dem Herzoge verwandt sei; und kommt er jetzt nicht mehr hierher, Claire, so sind Sie die Ursache, Sie haben ihn wirklich neulich sehr übel behandelt!"

Die junge Dame schien sich eben nicht viel aus diesem Vorwurf zu machen; sie lachte vielmehr allerliebst spöttisch und bemerkte nicht, daß die

Dame von Lariboissière ihr einen bösen Drohblick zuwarf. Die Herzogin von Brancas aber nahm den Arm ihrer jungen Verwandtin und sprach freundlich, doch ernst zugleich: „Sie müssen nicht lachen, liebe Claire, Graf Bussy liebt Sie wirklich, und — ich möchte Keinem wehe thun, der mich liebt!“

Claire warf einen prächtigen Blick auf die Herzogin, als wolle sie fragen: „Und weißt Du denn, ob ich ihm wehe thue? Hast Du selbst noch nie die Lust verspürt, einen Mann, der Dich anbetet, zu quälen?“ Eine Secunde später aber lachte das Fräulein wieder frisch und hell und rief: „In der That, der Herr Cousin haben gar mächtige Alliirte hier, hilft ihm aber Nichts; er liebt jede weiße Hand, jedes helle Auge, und dafür sollte ihn jeder rothe Mund strafen!“

Jetzt erhob sich plötzlich die Dame von Lariboissière, knixte nicht eben anmuthig, aber dafür desto tiefer, und sprach mit leiser, heiserer Stimme: „Madame! Sie thun doch dem Herrn Grafen von Bussy-Rabutin recht sehr Unrecht; ich habe keine weiße Hand mehr und auch keine hellen Augen; Gott sei's geklagt! und doch wage ich zu behaupten, daß mich der Herr Graf von Bussy-Rabutin recht sehr liebt!“

Die alte, häßliche Person setzte sich steif nieder und schwieg; die Herzogin begnügte sich, ihrer

Vertrauten einen halb fragenden, halb verweisenden Blick zuzuwerfen. Claire von Laraguais dagegen, rasch ihre Verwunderung verbergend, lachte frisch und fröhlich und rief: „Noch eine Alliirte? Ich bekomme gewaltigen Respect vor den diplomatischen Talenten unseres Auvergnaten!“

In diesem Augenblick öffnete der erste Kammerdiener der Frau Herzogin beide Flügel der Thür und meldete feierlich: „Der Herr Graf von Bussy-Rabutin!“

In den Salon aber trat ein Cavalier von etwa fünf und vierzig Jahren; eine schlanke, schöne, wenn auch etwas gebeugte Gestalt, saubere Frisur à l'aile de pigeon, wunderschöne, geistvolle braune Augen, ein leichtsinniges Lächeln um den etwas großen Mund und auf den sinnlichen Lippen. Kleidung: Ein reichgesticktes, nachlässig, aber nicht unordentlich getragenes Hofkleid, ein breites, rothes Ordensband, den Degen fallend, den Federhut à la Henri IV. unter dem Arm; so stellte sich Graf Louis von Bussy-Rabutin den Damen dar.

Die Herzogin reichte dem Eintretenden mit freundlichem Gruße ihre reizende Hand zum Kuß; Fräulein von Laraguais musterte ihn von Kopf bis zu den Füßen mit einem spöttischen Blick und ließ ihm ihre kleine Hand so gleichgültig zum Kuß, daß der Graf sich etwas verletzt ab-

wendete und endlich der Dame von Lariboissière, die seit seinem Eintritt stehend seinen Gruß erwartet hatte, mit mehr Herzlichkeit als Herablassung seine Hand reichte.

Ein seltsames Lächeln wurde für einen Moment sichtbar auf dem groben, narbigen Antlitz der alten Person; die Herzogin aber und ihre junge Schwägerin sahen sich einander verwundert und erstaunt an, denn eine Täuschung konnte es nicht sein, sie hatten es beide gesehen, der Graf Bussy-Rabutin, der hochmüthigste und eleganteste Cavalier an dem hochmüthigen und eleganten Versailler Hofe hatte der alten Lariboissière ein Billet in die Hand gedrückt.

Nicht ohne Verlegenheit nahm die Herzogin das Wort: „Sie kommen von Versailles, Cousin?“

Der Graf verbeugte sich bejahend und warf der Dame von Lariboissière einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Graf Bussy,“ fragte nun Fräulein von Laraguais ungeduldig, „welches ist die schönste Provinz Frankreichs?“

„Mein theures Fräulein!“ antwortete der Graf lächelnd, „auf die Frage erhalten sie stets die alte Antwort: die Auvergne ist und bleibt die schönste Provinz Frankreichs!“

„Ja!“ fuhr das Fräulein eifrig fort, „die alte Antwort haben Sie auf die alte Frage gegeben,

aber die alten Gründe für die alte Antwort werden Sie nicht mehr angeben; sonst erklärten Sie die Auvergne für die schönste Perle in der Krone des allerchristlichsten Königs, weil dort die besten Maulesel gezogen würden, oder weil dort der Graf Bussy-Rabutin geboren sei, oder weil man von dort alle die schmutzigen, kleinen Schornsteinfeger-Knaben kämen, die wir hier herumlaufen sehen, oder weil dort der sauerste Wein wachse, oder aus irgend einem andern, mehr platten, als witzigen Grunde; nun, ich will Ihnen heute einen neuen Grund sagen . . ."

„Ich bin sehr neugierig —" lächelte Graf Bussy.

„Weil," rief das Fräulein, „weil die Dame von Lariboissière eine Anvergnatin ist!"

„Pah!" versetzte der Graf gleichmüthig. „Sie wollen doch nicht bestreiten, daß das ein schon sehr alter Grund ist?"

Die Dame von Lariboissière hatte in diesem Augenblick den Salon verlassen!

„Oh! er verleugnet seine abwesende Freundin, der Verräther! der Barbar!" seufzte Claire mit komischer Indignation.

Die Herzogin lächelte, fragte dann aber den Grafen ernst: „Herr von Bussy! es ist Etwas geschehen; trotz Ihrer anscheinenden Unbefangenheit täuschen Sie mich nicht, Sie kommen von

Versailles, haben Sie einen Auftrag vom Herzoge?" —

„Der Herr Herzog befindet sich wohl," antwortete der Graf ausweichend und sah verlegen nach der Thür.

Die Herzogin erhob sich stolz und legte ihre schöne kleine Hand mit festem Druck auf die Schulter des Grafen, sah ihn mit ihren hellen, klugen Augen durchdringend an und sprach dann, fast befehlend: „Bussy, Ihre Freundschaft für mich sollte Sie reden lassen, ohne meine Bitte!"

Der Graf war sichtlich in Verlegenheit, er wollte die Hand der Herzogin küssen, sie wurde ihm aber durch eine rasche Bewegung entzogen; halb angstvoll blickte der Graf nach der Thür; dann sagte er bittend: „Fragen Sie doch die Lariboissière!"

„Ich frage Sie, Herr Graf, und will von Ihnen eine Antwort!" entgegnete die Herzogin scharf und hochfahrend.

Bussy hatte sich gefaßt, traurig aber ruhig nahm er das Wort und sprach: „Ich werde den Herrn Herzog nicht bei Ihnen verklagen, mag Ihnen ein Anderer sagen, was geschehen!"

„Meinen Bruder verklagen!" rief Claire von Laraguais mit großem Erstaunen, während die Herzogin ahnend schwieg.

Da öffnete sich die Thür zur Rechten, die Dame von Lariboissière trippelte hastig ein und rief: „Der Herr Marquis von Mailly=Rubempré!"

„Was ist das! Was bedeutet das, mein Bruder?" fragte die Herzogin nicht ohne Aengstlichkeit, ihrem der Dame Lariboissière auf dem Fuße folgenden Bruder entgegen eilend. Der Marquis aber hatte keine Zeit zur Antwort, denn im selben Augenblick wurde die große Flügelthür aufgerissen, und der Kammerdiener meldete nach einander mit lauter Stimme: „Der Herr Prinz von Montmorency=Robecque! der Herr Graf von Cossé=Brissac! der Herr Marquis von Rochechouart! der Herr Herzog von Laroche=Liancourt! der Herr Prinz von Marsillac!"

Erstaunt und ängstlich verwundert schaute die Herzogin auf diese Edelleute, die alle in größerer oder geringerer Aufregung eintraten.

„Darf ich fragen, meine Herren?" nahm die Dame vom Hause endlich das Wort.

„Wir bitten tausendmal um Verzeihung!" nahm der finstere Prinz von Robecque, ein junger Herr, mit gefurchter Stirn und unheimlich glühenden Augen das Wort: „Madame, wir bitten um Verzeihung, aber es sind unerhörte Dinge geschehen! Baron von Esclignac ist von Versailles eingetroffen, seine Aeußerungen lassen Entsetzliches vermuthen, er verweist uns an Herrn von Bussy,

der mit ihm gekommen und nach dem Hôtel Laraguais gefahren. Entschuldigen Sie, Frau Herzogin!" —

Aller Augen ruhten jetzt auf dem Grafen Bussy, der ruhig einige Körnlein Spaniol von seinem Busenstreife schnippte und, die Herren mit leichter Neigung seines Hauptes grüßend, all' den fragenden Blicken antwortete: „Bin ich recht unterrichtet, so ist der Herr Marquis von Mailly-Rubempré bereits von Allem, was geschehen, in Kenntniß gesetzt!"

„Reden Sie, mein Bruder!" bat die Herzogin.

„Ich weiß nur," rief der Marquis zornig! „daß des Königs Majestät den Abgeordneten der drei Stände befohlen haben, abgesondert, jeder Stand für sich, zu berathschlagen, und daß die Herren Abgeordneten, den Befehl des Königs verhöhnend, im Ballhause zu Versailles, einen Roturier, Namens Bailly, an der Spitze, ihre Berathungen gemeinsam fortsetzen!"

Eine seltsame Bewegung gab sich unter den Edelleuten kund; der Ahnungsschauer der Revolution durchzuckte diese stolzen Herzen, die dunkle Zukunft warf ihre grausigen Schatten zum ersten Male in das sonnige Leben dieser glänzenden Edelleute.

„Weiter, reden Sie weiter, Marquis; Graf Bussy, sprechen Sie endlich!"

Graf Bussy blickte trübe vor sich nieder; plötzlich hob er sein bleiches Gesicht auf und rief mit schneidender Stimme: „Was hilft schämen und grämen, es ist einmal geschehn, und ich sehe noch manche Wange in diesem Kreise, die roth und blaß werden wird vor meinem Wort. Es sei! Der Adel Frankreichs hat den allerchristlichsten König verrathen, feige und schmachvoll verrathen! er ist in das Lager der Feinde übergegangen mit klingendem Spiel und fliegender Fahne, er conspirirt mit der Roture im Ballhause zu Versailles gegen seinen König!“

„Graf, Ihr sprecht im Fieber!“ schrie der Prinz von Marsillac. „Mein Prinz, Euer Bruder, der Herr Herzog von Laroche-Foucauld, sitzt neben dem Roturier Bailly im Ballhause; Herr Marquis von Mailly, Euer Schwager, der Herr Herzog von Brancas, geht Arm in Arm mit Mirabeau und Sièyes; mein Prinz von Robecque, Euer edler Vetter, der Herr Herzog von Montmorency, stimmt mit den schmutzigen Tuchhändlern aus seiner eigenen Stadt Laval!“

„Unerhört! ein Montmorency.“ Der stolze finstre Prinz von Robecque begann laut zu weinen.

„Ja, weint nur!“ fuhr der Graf Bussy in steigendem Affect fort: „denn seit den Tagen des schwarzen Prinzen und der Sporenschlacht hat sich der französische Adel nie so feige und jämmerlich

betragen, wie in dieser letzten Nacht. Zweihundert französische Edelleute, und keiner hatte den Muth, jenem schamlosen Hunde von Priester die schmutzigen Injurien zu verbieten, die er gegen die erhabene Person der Königin geiferte; die edelsten Namen des Landes im Saal, und jener stiernackige, pockennarbige Bube, Mirabeau, durfte dem Marquis von Dreux-Brézé als Antwort auf die Königliche Botschaft zurufen: „Diener, melde Deinem Herrn, daß das souveraine Volk keine Befehle annimmt, sondern ertheilt!"

Die Edelleute, deren Zahl sich, während Bussy gesprochen, fortwährend vermehrt hatte, machten ihrem Unmuth in den heftigsten Worten Luft.

„Und was hat der König gethan?" fragte Graf Cossé-Crissac endlich: „Gethan!" rief Graf Bussy-Rabutin mit schneidendem Hohn? „Was soll er thun, wenn ihn die Montmorency verrathen, wenn die Laroche-Foucault abfallen?"

„Das ist eine offene Revolte!" meinte der liederlich geniale Herzog von Fronsac, der Sohn des Marschalls Richelieu.

„Nein, Herr Herzog, es ist eine Revolution!" entgegnete Bussy ernst.

Da ward eine tiefe Stille im Salon; es war, als fühle jeder der anwesenden Edelleute, daß die Lösung des Räthsels nun ausgesprochen, die trü-

gerische Decke weggezogen sei, die den Abgrund bis jetzt ihren Augen verborgen.

Fräulein von Laragais näherte sich dem Grafen Bussy und flüsterte leise: „Und ist es eine Revolution, so gehen Sie nach Versailles, und sterben Sie mit Ihrem Könige!"

Wie ein helles Licht fuhr es über das bleiche Gesicht des Grafen, er drückte die kleine Hand des Fräuleins und rief mit lauter Stimme:

„Nach Versailles, meine Herren! Nach Versailles, dem Könige zu zeigen, daß er noch treue Edelleute hat. Nach Versailles, für den König zu sterben!"

Tumultuarisch erhoben sich die Edelleute bei diesen Worten, und mit dem Ruf: „Nach Versailles! nach Versailles! sterben für den König!" verließen sie den Salon der schönen Herzogin.

Graf Bussy kehrte in der Thür um: „Herzogin, Fräulein Claire, nach Versailles, erobern Sie uns den Herzog wieder, sonst ist er verloren!" —

Dann eilte er den andern Edelleuten nach, die Herzogin schellte und befahl ihren Wagen.

„Heute war Graf Bussy wirklich schön, Germaine!" sagte Clara von Laragais nachdenklich und zog den Mantel fester um ihre Schultern.

„Sie nehmen einen Pelzmantel, liebe Claire, in dieser Hitze?" fragte die Herzogin verwundert.

„Mich friert,“ antwortete die junge Dame ernst.

„Der Wagen der Frau Herzogin!“ meldete der Kammerdiener.

Drei Minuten später rollte die vergoldete Carosse donnernd über das Pariser Pflaster; noch jagten Piqueurs den Carossen der Edelleute voran, noch blitzten die Wappenzeichen am Schlage, noch wichen die Gruppen, die an den Straßenecken standen und die große Neuigkeit besprachen, die blitzschnell bekannt wurde; aber Blicke tödtlichen Hasses wurden schon auf die Abzeichen des Adels geworfen, und die ingrimmig verzogenen Lippen murrten schon das: à bas les aristocrates!

II.

Seit die Widersetzlichkeit der Deputirten des dritten Standes gegen den König unbestraft geblieben, seit sich viele Geistliche und Edelleute, aus Furcht oder in offenbarer Verblendung, dem dritten Stande angeschlossen, zogen sich die Wetterwolken immer dunkler zusammen um den Lilienthron des heiligen Ludwig und des großen Heinrich. Das zwieschlächtige Ministerium Necker

arbeitete der Revolution trefflich in die Hände, und der Schwindel der Demokratie und Freiheit beherrschte ganz Paris, und durch Paris ganz Frankreich. Zum ersten Male stand eine Nation unter der terroristischen Herrschaft der Phrase und schlachtete ihr die blutigsten Opfer.

Am 12. Juli 1789 floß das erste Blut. Der letzte Guise, der Prinz von Lambesc, zog zuerst das Schwert gegen die meuterischen Volkshaufen, das Regiment Royal-Allemand stäubte das Gesindel am Pont-Tournant auseinander. Vielleicht hätte hier die Revolution eine andere Richtung bekommen; aber am selben Tage trugen die schändlichen Aufwiegeleien des Herzogs von Orléans ihre erste Frucht. Von Wein und Branntwein betrunken, von liederlichen Dirnen, die das Haus Orléans bezahlte, verlockt und bestochen, ging das Regiment französischer Garde schmachvoll zur Revolution über und pflanzte das Banner der Schande als Feldzeichen auf.

Am 14. Juli begannen die Ermordungen treuer Königlicher Diener und bekannter Royalisten auf offener Straße. Das erste Opfer war Herr von Flesselles, der Prévot der Kaufmannschaft von Paris. Tags darauf wurde die Bastille erobert, geschleift, und der Gouverneur, der greise Marquis de Launay, wurde von demselben Volke, für das er so ruhmvoll in offener Schlacht ge-

stritten, zum Danke für seine dreizehn Wunden am narbigen Heldenleibe, am Galgen aufgehenkt.

Es war am Tage nach der Eroberung der Bastille, als Herr von Bussy-Rabutin im Vorzimmer des Königs von Frankreich auf und abging. Er war im Dienst; denn er war einer der hundert Edelleute der Kammer Sr. Majestät. Der Graf war, wie immer, prächtig gekleidet, mit Juwelen und Spitzen geziert; sein Antlitz aber hatte in diesem Augenblick nicht jenen sorglos leichtsinnigen Zug, den er stets vor Andern zur Schau trug. Tiefer Ernst lag auf der Stirne des Edelmanns, und schwere Sorgen verrieth sein gesenkter Blick.

Von Zeit zu Zeit ging Graf Bussy zur äußern Thür, öffnete sie und fragte die Huissiers vom Dienst, ob noch kein Brief für ihn da sei. Sichtlich stieg seine Ungeduld mit jeder neuen verneinenden Antwort.

Endlich öffnete sich die Thür. Ein Huissier in der Livrée des Königs meldete: „Mein Herr Graf! ein ältliches Frauenzimmer wünscht, einige Worte mit Ihnen zu sprechen."

Der Graf ging eilig hinaus. Eine schwarz gekleidete, halb verscheierte, ältliche Frau trat ihm entgegen, reichte ihm ein Blatt Papier und flüsterte: „Eilen Sie, Herr Graf! Hier ist die Liste; ich habe sie aus der Montdesson eigener

Hand; sie hat sie selbst nachgeschrieben, als der Herzog von Orléans sie gestern laut vorgelesen. Eilen Sie!"

„Ich danke Ihnen, liebe Gervaise!" antwortete der Graf, der alten Frau die Hand drückend. Diese entfernte sich rasch und mit leichtem Gruß.

Die alte Frau war die sogenannte Dame von Lariboissière.

Der Graf aber verließ das Königliche Vorzimmer, stieg die Treppe hinunter und befahl seinen Wagen. Im selben Augenblick aber rasselte die Trommel am Gitter; drei bis vier Piqueurs sprengten in den Hof, und ihnen folgte eine vergoldete Karosse mit den Lilien von Frankreich am Schlage, mit vier Rossen bespannt. Graf Bussy schickte sofort seinen Wagen zurück und stand an der Portière der eben erwähnten Karosse, als dieselbe auf der Rampe hielt. Aus derselben aber stieg ein schon ältlicher, aber sehr stattlicher Herr, der war Louis von Bourbon, Prinz von Condé.

„Sagen Sie mir erst Ihre Trauerkunde, dann sollen Sie die meinige hören, Graf Bussy; denn Männer wie wir haben sich in solchen Zeiten nur Trauerkunden mitzutheilen!" So sprach der Prinz und nahm den Arm des Grafen, mit ihm zugleich das Vestibule betretend.

Schweigend überreichte der Graf dem Prinzen das Blatt, das ihm die Dame von Lariboissière

gebracht; der Prinz öffnete es. „In der That!“ rief er, „Sie haben die vollständige Liste; ich wußte schon davon; aber kommen Sie!“ Sie gingen nach den Gemächern der Königin. Die Vorzimmer waren mit Menschen gefüllt, die letzten Vorgänge in der Hauptstadt hatten Alles nach Versailles gejagt, was zum Hofe gehörte und nicht von ihm abfallen wollte. Die Königin war in dem länglichrunden blauen Salon, wo sie sonst Musik zu machen pflegte. Der Bruder des Königs, der Graf von Artois, die Herzogin Julie von Polignac und mehre andere vornehme Herren und Damen waren um sie versammelt, als der Condé mit dem Grafen Bussy eintrat.

Die Königin Marie Antoinette sah sehr niedergeschlagen aus; ihr schönes Auge war thränenfeucht.

„Wissen Sie,“ begann Prinz Condé sogleich, „daß die Comités des Palais-Royal ein Todesurtheil über den Herrn Grafen von Artois, über mich und über Ihre sämmtlichen Freunde ausgesprochen haben?“

„Prinz! auch über Sie?“ fragte die Königin zaghaft.

„Ueber mich, meinen Sohn und meinen Enkel; aber verlassen Sie Sich darauf, wohlfeil verkaufe ich das Leben eines Condé nicht!“ Das edle Gesicht des Prinzen röthete sich leicht, die Augen

des Kriegshelden blitzten in hellem Feuer; der Graf von Bussy schaute leichtsinnig darein, wie immer, und suchte Fräulein von Polastron, der Herzogin von Polignac blasse Nichte, zu trösten; das schöne Kind hatte recht elend verweinte Augen.

„Was werden Sie thun, mon Cousin?“ fragte der ritterliche Bruder des Königs, der Graf von Artois.

„Von zwei Dingen Eins!“ entgegnete Condé schlicht und fest; „entweder, wir bekämpfen die Canaille im Innern, oder wir wandern aus und überziehen sie mit Krieg. Der König ist unser Herr und hat zu befehlen, welchen von diesen beiden Wegen wir zu gehen haben. Wir müßten sehr dumm sein, wenn wir uns von diesen tollen Hunden ohne Widerstand erwürgen ließen; ich für meine Person bin entschlossen, mich zu wehren!“

„Verlassen Sie uns nicht!“ rief die Königin, „retten Sie den Thron!“

„Ich will hier in Versailles streiten und siegen, oder fallen!“ entgegnete Graf von Artois.

„Haben Sie eine genaue Liste, mein Vetter?“ fragte Marie Antoinette; „wer von meinen Freunden ist bedroht?“

„Alle!“ antwortete Condé sicher; „doch hier ist Graf Bussy!“ Der Graf trat vor und überreichte mit einer graziösen Kniebeugung die Liste,

die er von der Dame von Lariboissière erhalten, auf seinem Hute der Königin.

Die unglückliche Kaisertochter las halblaut: „Der Graf von Artois, der Prinz von Condé, der Herzog von Bourbon, der Herzog von Enghien, der Prinz von Conti, der Graf von Marche, lauter Prinzen von Königlichem Geblüt; weiter: der Herzog und die Herzogin von Polignac, die Herzöge, Marschall von Broglie und Lavauguyon, die Grafen von Vaudreuil und der Marschall von Castries, der Abbé von Vermont, alle Palastrons, Baron von Breteuil, Villededeuil Amecourt." Die Königin ließ die Hand, die das Blatt hielt, sinken, und sprach mit der tiefsten Entmuthigung in der Stimme: „Alle, alle meine Freunde! Ach, gehen Sie, fliehen Sie! retten Sie Sich vor diesen Elenden; ich, ich kann Sie nicht mehr schützen!"

„Wir verlassen Sie nicht, Madame! Keinen Schritt von Ihro Majestät!" antwortete das Häuflein der dem Tode Geweihten.

Da öffneten sich beide Flügel der Thür, und der Huissier rief mit lauter Stimme: „Der König!"

Ludwig XVI. trat ein. Er trug einen braunen Rock, schmal mit Gold besetzt, und schwarze Unterkleider. Der jammervoll berathene und schmachvoll verrathene Fürst sah traurig in die vielen

traurigen Gesichter. Ludwig war eine stattliche, nicht unschöne Gestalt, trotz seiner Stärke, und das unaussprechliche Wohlwollen seines Herzens verschönte sein breites, volles Angesicht.

Marie Antoinette wendete sich sofort an ihren Gemahl und sagte lebhaft: „Der König muß wissen, daß unsere Feinde über die Leichen unserer Freunde sich einen Weg bahnen zu uns!"

„Ich weiß es!" entgegnete der König sanft und traurig; „ich zittre, daß sie es wagen könnten, zur Ausführung dieses Verbrechens zu schreiten. Ihre Sicherheit, mein Bruder, und die Ihrige, mein Vetter, erheischt es, daß Sie Frankreich auf eine, hoffentlich kurze Zeit verlassen!"

„Nur Ihr Befehl, Sire!" erwiederte Karl von Artois schnell, „wird mich zur Abreise bewegen. Sind hier Gefahren, ich will sie theilen; die Todesurtheile der Canaille, die unser schöner Vetter von Orléans füttert, verachte ich!"

„Mein Bruder!" sprach Ludwig XVI. würdevoll, „Sie werden mit Ihrer Gemahlin und Ihren Kindern nach Turin reisen, um dort einen Besuch bei der Königlichen Familie zu machen. Die Herren von Condé und Conti werden Sie begleiten. Diese Damen und Herren hier sind in Ihrer Begleitung. Frau von Polignac begiebt sich unverzüglich nach Wien; ich habe Aufträge

für sie. Ich will den Böswilligen den letzten Vorwand zur Feindseligkeit nehmen!"

Armer Ludwig! das war Dein Verderben, daß Du Dich selber entwaffnetest, um Deine Gegner zu gleichem Schritt zu nöthigen. Du warst großmüthig wie ein König, aber nicht klug wie ein Fürst, der eine Revolution zu bekämpfen und einen Orléans zum Gegner hat.

Graf Artois umarmte unter heißen Thränen den König und die Königin; Alle beugten sich stumm dem Königlichen Gebot. Die Herzogin von Polignac bekam einen Nervenzufall; die Königin ließ ihre arme Freundin fortbringen und begleitete sie selber. Der König entließ alle übrigen Personen und schritt, die Hände in einander gelegt, das Haupt tief gesenkt, in dem Salon auf und ab. Er stöhnte leise, der unglückliche Monarch, die Krone war ihm zu schwer; er sank unter ihrem Druck. Plötzlich richtete er sich auf; sein Blick fiel auf den Grafen Bussy, der, gegen die Etiquette, ungehorsam dem Befehle der Majestät, den Salon nicht verlassen hatte.

„Graf Bussy!" sprach Ludwig mit Stirnrunzeln und mühte sich, Strenge in seine Stimme zu legen.

Der Graf warf sich auf's Knie vor seinem Herrn, dessen Zorn sofort in Wehmuth dahinschmolz, der sich gütig niederbeugte und ihn auf-

hob mit beiden Armen. „Verzeihung, Sire, verzeihen Sie auch heute dem Bussy, wie Sie so oft schon gethan!“ Der König drückte des Grafen Hand. „Ich blieb hier, um Ew. Majestät zu sagen, daß noch nicht Alles verloren ist; rufen Sie die Linien-Regimenter Flandern, Royal-Comtois, Dauphin und Connetable herbei, geben Sie dem Marschall von Castries den Oberbefehl, schicken Sie mich nach Paris, Lafayette ist heut ein Republikaner, aber er hat keine selbstständige Meinung, er ist zu gewinnen, und er hat in diesem Augenblick Einfluß! Majestät, auch Mirabeau ist zu gewinnen!“

„Gut, gut!“ sagte der König kopfschüttelnd, fast unwillig, „das ist immer Euer alter Rath, Sie haben mir das schon oft gesagt; Bussy, Sie meinen es gut, ich will Sie nicht kränken, und ein Rabutin, wissen Sie, es ist noch so etwas von Raubritter in Ihnen, dürfte auch so handeln, aber ich darf das nicht; ich, der ich König von Frankreich bin, ich bin Gott verantwortlich für dieses arme, irregeleitete Volk; ich soll es bessern und zum Rechten leiten, aber nicht massacriren; ich bin der Hirt, und das französische Volk ist meine Heerde, die ich liebe!“

Es lag etwas wahrhaft Evangelisches in dem Ton, in dem der König sprach, das den feurigen Grafen wohl rührte, aber ihn nicht hinderte, lau-

ter als gewöhnlich zu rufen: „Sire, ich sehe keinen Hirten und keine Heerde mehr, ich sehe nur einen Mann, der unter eine Heerde Wölfe gefallen ist und seine treuen Hunde fortjagt, damit ihn die Bestien desto bequemer verschlingen können!“

„Sie sprachen von Mirabeau, Graf,“ fuhr der König ausweichend fort; „reden Sie mit ihm in meinem Namen, er ist der Mann, der wirklich Macht hat; Lafayette wird nie mehr als den Schein der Macht haben.“

Es ist merkwürdig, wie richtig Ludwig XVI. seine Gegner schätzte, und nur aus Mißtrauen gegen sein Urtheil stets den schiefen Ansichten Anderer, den schlechten Rathschlägen eitler Projectenmacher, wie Necker, folgte.

„Durch Wen können Sie an Mirabeau kommen, Graf?“

„Ich hatte schon Gelegenheit, Ew. Majestät von einer Frau zu sprechen,“ begann der Graf seufzend.

„Ah!“ rief der König; „ich entsinne mich, diese gute Dame von Lariboissière, ist's nicht so?“

„Man bewundert mit Recht, Ew. Majestät Gedächtniß!“ bemerkte der feine Hofmann.

„So, bewundert man mein Gedächtniß? das freut mich doch recht!“ sagte der gute König sichtlich geschmeichelt; „mein guter Graf von Bussy,

diesen Mirabeau, diesen Mirabeau müssen wir haben!"

„Sie können ihn haben, Sire, aber er ist theuer, sehr theuer!"

„Mir ist keine Forderung zu hoch, ich will der Ruhe meines Volkes gern die schwersten Opfer bringen!"

„Mirabeau hat Schulden und ist ein Wüstling!"

„Graf," sprach Ludwig ernsthaft, „die Schulden will ich bezahlen, aber ich kann mich nicht dazu verstehen, ihm die Mittel zu geben, sich auf's Neue in Laster und Sünden zu stürzen, das ist wider meine Pflicht als König, ich bin Gott auch für diese Seele verantwortlich."

Der Graf trat einen Schritt zurück, sichtlich überrascht von dieser Auffassung der Königspflichten; doch bald faßte er sich wieder, sein scharfer Geist sagte ihm, daß etwas Falsches in dieser Auffassung der Königspflicht liege, er combinirte schnell, er hatte dieses glänzende Erbtheil des französischen Volkes. „Sire!" rief er, „verzeihen Sie dem armen Edelmann aus Auvergne, wenn er stätisch und hartnäckig ist, wie der Esel seiner Heimath, aber Euer Majestät überheben Sich, wenn Sie Sich verantwortlich für die Seele jedes Franzosen glauben."

Das war viel für einen alten Hofmann; auch sagte Ludwig, der den tiefsten Respect, wenn

auch nicht mehr bei seinem Volke, so doch noch bei seiner Umgebung zu finden gewohnt war, etwas kurz:

„Du bist sehr kühn, Meister Rabutin!“

„Ich bin es, Sire,“ fuhr der Graf erhitzt fort, „weil ich Eure Majestät liebe! Sire, es steht geschrieben: Du sollst sorgen, daß Du selig werdest mit Deinem Hause!“ —

„Graf Bussy,“ unterbrach der König, „Frankreich ist mein Haus, ich werde sorgen, daß mein Haus selig werde.“

„Sire —“

„Schweigen Sie, Herr! Ich ermächtige Sie, mit dem Grafen Mirabeau zu unterhandeln, ich will seine Schulden bezahlen, und sollte ich selbst darum darben; dann aber werde ich weitere Summen außer einem anständigen Jahrgehalt ihm nicht geben. Können Sie ihn um diesen Preis zu seiner Pflicht zurückführen, wohlan! so haben Sie dem Vaterlande einen großen Dienst geleistet; können Sie es nicht, so stehen wir Alle in Gottes Hand!“

Der König winkte, und der Graf von Bussy-Rabutin war entlassen.

Er eilte durch die verbleichende Pracht der Königssäle des Versailler Schlosses; überall blickte das Bild des großen Ludwig zürnend nieder auf ihn, und der Graf hob in der Floragallerie grimmig seine Hand auf zum Krönungsbildniß des großen

Monarchen und murmelte ingrimmig: „O, König Ludwig, König Ludwig! werde wach in Deinem Enkelsohn, sonst ist dieses schöne Land verloren für deine Nachkommen!“

Ueberall sah er bestürzte Diener, schreckenbleiche Gesichter, die scheußliche Larve der Revolution grinste durch die hohen Spiegelscheiben der Königsburg, überall Anstalten zur Abreise, Anstalten zur Flucht.

Graf Bussy-Rabutin dachte nicht an Flucht, es war eine trotzige, feste Seele in diesem ächten Edelmann; als er seinen Wagen befohlen hatte und im Vestibule wartete, lag auf seinem Antlitz wieder die Maske jenes glücklichen Leichtsinns, die ihm zur andern Natur geworden war.

Er scherzte in seiner vornehmen und doch so herzgewinnenden Weise mit den Hausofficianten, und es gelang ihm, den guten Leuten wieder etwas Muth und Vertrauen einzuflößen, welche durch die letzten Vorgänge so mächtig erschüttert waren.

Als aber Graf Bussy in seinem Wagen lag und pfeilgeschwind dahin rollte auf der Straße nach Paris, da drückte er sein Tuch in die Augen und weinte bitterlich.

Er war Einer von den Männern, denen der Leichtsinn eine gewohnte Kleidung ist, deren Ernst sich tief verbirgt; Einer von den Männern, die ihre Energie nur für die Gefahr, ja, nur für

die höchste Gefahr haben, die im Kleinen nicht gerade untreu, aber doch nur im Großen wirklich getreu sind. Graf Bussy liebte den König, aber er liebte ihn nur, weil er das Königthum liebte; er war bisher ein geistreicher Hofmann, ein gewandter Intriguant, ein glücklicher Poet gewesen; die Gefahr des Königthums machte ihn zum denkenden Staatsmanne, zum gefährlichen Gegner der Feinde des Königthums. Bisher hatte er über die Pflicht gescherzt; jetzt, wo es galt, war Keiner eifriger in seiner Pflicht als er, und wie er, vielleicht nicht Alle so ausgezeichnet wie er, thaten viele der französischen Edelleute, sie waren, gleich ihm, im Unglück besser und edler als im Glück.

Als der Wagen des Grafen die Barrière passirte, rief er dem Kutscher zu: „Hôtel Laraguais!" Er war mit seinen Plänen fertig. —

III.

Auch der gewaltige Mirabeau hatte die Krone des heiligen Ludwig nicht mehr zu retten vermocht; er hatte die Trümmer des Thrones von Frankreich mit sich in's Grab genommen, in das

frühe Grab, in das die Riesenaufgabe, die er übernommen, ihn, den Riesen, stürzte.

Der König, die Königin, die Kinder von Frankreich und Madame Elisabeth saßen gefangen im Tempelthurm, und immer lauter verlangte die Stimme des Berges, der Jacobinerclubbs und der Marseillerbanden kein geringeres Opfer, als das gesalbte Haupt des Königs.

Das französische Volk aber hatte hungernd und darbend hinlänglich Muße, sich der neuen Freiheit und ihrer sonderbaren Segnungen zu erfreuen.

In dieser Zeit war es, in den ersten Januartagen des blutigen Jahres 1793, als eines Abends kurz vor zehn Uhr ein Mann eilig die schmutzigen Straßen der Cité durcheilte und endlich in die Straße Tirechap einbog. Der Mann hatte Ursache, sich zu beeilen; denn Wer nach zehn Uhr Abends sich noch auf der Straße sehen ließ und nicht einen sehr gültigen Ausweis hatte, der wurde als verdächtig arretirt und bis auf Weiteres eingesperrt. Das war auch so eine von den Segnungen der neuen Freiheit.

„Verdächtig" war überhaupt den regierenden Blutmenschen und der „heiligen Canaille," die im Namen der Freiheit Frankreich despotisirte, Alles, was nicht zu ihr gehörte.

Die Straße Tirechap ist noch heute keine der glänzenden Straßen, in denen der Reichthum prunkt, und der Luxus prahlt, sie war es damals noch weniger, und fast in das älteste und häßlichste Haus jener alten Straße trat der Mann ein, der einen runden Filzhut mit breiter Krämpe tief ins Gesicht gedrückt hatte und sich fröstelnd in den unförmlichen braunen Roquelaure hüllte, der ihm das Gehen beschwerlich machte.

Es war ein schmutziger, feuchter Flurgang, den der Mann durchschritt, und die hölzerne Treppe war eng und gebrechlich, die er mit halbleisen, aber ächten Mousquetierflüchen erkletterte. Endlich stand er vor einer kleinen Thür still und holte tief Athem, denn der Mann war nicht ganz jung mehr; dann öffnete er ohne Umstände die Thür und trat in ein mäßig erleuchtetes Gemach, mit ärmlichem Ameublement, in welchem ihn ein altes Frauenzimmer freundlich empfing und ihm Hut und Roquelaure geschäftig abnahm.

Wir kennen diese beiden Personen, die Frau ist die Bürgerin Gervaise, die man sonst die Dame von Lariboissière nannte; der Mann im schwarzen Schooßfrack, mit Manchester-Beinkleidern und grauen Zwirnstrümpfen, plumpen, nägelbeschlagenen Schuhen, das ist der Bürger Rabu, den sie sonst den Grafen Bussy-Rabutin nannten.

„Gervaise," fragte der Graf eilig, „ist es nicht möglich, die lieben Kinder fortzubringen? Ich fürchte, man ist uns auf der Spur, die Bluthunde sind los!"

„Nun, wie Gott will!" sagte die Alte fest, „ich bin nicht umsonst bei ihrer Mutter und bei ihrer Großmutter so lange Jahre gewesen, und ehe ich leide, daß einer dieser blutigen Schurken seine schmutzige Hand an ihren zarten Leib legt, will ich ihn mit meinen letzten Zähnen zerreißen!"

Die wilde Energie, die sich in dem Gesicht der Alten aussprach, imponirte selbst dem Grafen, und er fuhr zurück vor dem grellen Funkeln der Katzenaugen der Dame von Lariboissière.

Graf Bussy hatte seit Jahr und Tag täglich dem Tode getrotzt, er wollte die Stadt nicht verlassen, auf deren Pflaster das Blut seiner Freunde und Verwandten dampfte, ohne die Herzogin von Brancas zu retten und die bildhübsche junge Claire von Laraguais, der Herzogin Schwägerin, die ihm, dem alternden Manne, eine so thörichte und doch zugleich so beseligende Leidenschaft eingeflößt hatte.

Der Herzog von Brancas hatte sich, wie so mancher gute Edelmann damals, den schwachen Kopf umnebeln lassen vom Champagnerschaum der neuen Freiheit; er ließ seine Familie nicht von sich,

und als der Freiheitsrausch zum Wahnsinnstaumel wurde und in jene schamlose blutige Orgie überging, da fiel er selbst unter den ersten Opfern, und seine Gemahlin und seine Schwester hatten keine Zeit mehr zu flüchten.

Die treue Dame von Lariboissière miethete eine verborgene Wohnung in der Straße Tirechap, und mit ihrer Hände Arbeit ernährte sie die verwöhnten Kinder des Glücks, die, von den schweren Schicksalsschlägen betäubt, muthlos hinsiechten und die Köpfe hängen ließen, wie Blumen unter des Samums erstickendem Hauch. So fand sie Graf Bussy, und er trug, was er vermochte, dazu bei, die Gebeugten aufzurichten und mühte sich namentlich, ihnen die Möglichkeit zu verschaffen, der verpesteten Mördergrube, welche das damalige Paris war, zu entrinnen.

Ein solches Unternehmen aber war damals mit unsäglichen Schwierigkeiten verknüpft. Auf Graf Bussy's Kopf stand ein Preis, denn er war bei der verunglückten Flucht der Königlichen Familie thätig gewesen, und die Herzogin von Brancas war als ehemalige Ehrendame der Mesdames de France, Tanten des Königs, dem Tode an und für sich verfallen. Von dieser süßen Claire von Laraguais aber stand in dem Sections-Register des Pariser Jacobiner-Clubbs: „Claire Laraguais, Tochter eines Cidevant, Schwester eines

Cidevant, selbst eine Cidevant, mangelnden Bürgersinnes verdächtig, à prendre!"

„Wollen Sie nicht eintreten, Herr Graf?" fragte Gervaise förmlich und sah den Edelmann, ihren Landsmann aus Auvergne, so freundlich an, daß ihr altes Gesicht dadurch eigentlich noch widerwärtiger wurde, als es schon war.

Der Graf strich mit der flachen Hand über's Gesicht, das in den drei Jahren um zehn Jahre gealtert war, und mit dem gewohnten leichtsinnigen Lächeln um den großen Mund und dem ihm eigenen halb freundlichen Blicke öffnete er die Thür zu dem Nebengemach.

Der Thür gegenüber, auf dem Sopha, saßen zwei schwarzgekleidete Frauen. Die Aeltere davon war die einst so stolze und elegante Herzogin von Brancas; ein schmerzliches Lächeln zeigte sich um den feinen Mund, als der Graf eintrat, und ihr Auge, dessen Blick einst so stolz und überlegen war, das blickte jetzt nur verdrießlich und zürnend, und kaum vermochte Graf Bussy's Gegenwart, ihm einen mildern Ausdruck zu geben.

Die arme Claire von Laraguais aber war nicht weniger verwandelt als ihre stolze Schwägerin. Der jugendliche Uebermuth war dahin; nicht mehr strahlten diese lieben blauen Augen in jenem feinen Glanze des esprit noble, der kleine schöne Mund wußte Nichts mehr von dem aller-

liebsten Schmollen, und die feinen Händchen, nur gewohnt an jene Thaten reizender Bosheit, sie lagen matt und zusammengefaltet in dem Schoße des Fräuleins.

Arme Claire!

Und doch ließ sich der kräftige Geist der Jugend so leicht nicht brechen, und immer und immer wieder nahm er neue Anläufe, aber vergebens; die Zeit drückte zu schwer, und matt sank er zurück.

„Ah!" rief sie dem Grafen entgegen, und wollte lachen, „Sie können die alten Salonmanieren gar noch nicht vergessen, Bürger. Wenn man in die Stube einer französischen Bürgerin tritt, so klopft man vorher hübsch an und reißt die Thüre nicht auf, als träte man in einen Salon, wo man so bekannt ist, daß man nicht mehr gemeldet wird!"

Das arme Kind wollte scherzen, aber es ging nicht; ein Strom heißer Thränen brach aus den schönen Augen und floß über die in Jammer und Elend zu früh verblaßte Wange.

Der Graf kniete nieder vor dem unglücklichen Kinde und küßte die kleine schmale Hand, während er die der Herzogin ergriff.

Die Herzogin sah eine Weile nieder auf den knienden Grafen, dann sagte sie hart: „Stehen Sie auf, Bussy! Sie glauben nicht, wie albern es aussieht, wenn ein Mann mit grauen Zwirn=

strümpfen und nägelbeschlagenen Schuhen und in einem so abscheulichen Roquelaure vor einem Bürgermädchen kniet und den Chevalier spielen will!"

Der Graf erhob sich.

„Ja! es ist abscheulich!" rief Claire aufspringend, und außer sich riß sie das weiße Häubchen von ihrem Haar, warf es zu Boden und trat mit dem Fuß darauf.

Der Graf legte seinen Arm um den schlanken Leib des Fräuleins, und laut schluchzend lag das arme Kind an seiner Brust.

Da öffnete die alte Gervaise plötzlich die Thür und rief: „Graf, man kommt! die Bodentreppe, Graf! Sie wissen den Weg!"

Einen Moment standen alle Drei wie verzaubert, dann warf der Graf den beiden Damen Mäntel mit Caputzen, die stets bereit lagen — denn auf eine plötzliche Flucht mußte man in jenen Tagen der Freiheit stets bereit sein — über und entfernte sich mit ihnen durch eine maskirte Thür.

Kaum hatte sich diese Thür hinter den Flüchtigen geschlossen, als die Dame von Lariboissière hastig eintrat, sich auf das kleine Sopha legte, auf dem die Damen so eben noch gesessen, und einen alten, kostbaren Rosenkranz durch die Finger laufen ließ.

Die alte Person nahm hohe airs an und schien das laute Lärmen gänzlich zu überhören, das plötzlich das stille Haus durchtobte.

„Oeffnet! im Namen der Republik!“ donnerte draußen eine rauhe Stimme. Die unverschlossene Thür des Vorzimmers fiel krachend in Trümmer unter den Kolbenschlägen der Soldaten der Freiheit, und tobend drangen die „intelligenten Bajonette“ der Republik in das stille Gemach, nur noch durch eine Thür von der Dame von Lariboissière geschieden, die sich nicht regte.

Noch einmal klang's: „Oeffnet! im Namen der Republik!“ dann stürzte die Thür in Trümmer zusammen, und herein trat ein Commissair des, wie zum Hohn so genannten, Ausschusses für allgemeine Wohlfahrt. Hinter ihm blitzten Bajonette und Piken.

Die Dame von Lariboissière erhob sich mit unbeschreiblich verletzendem Hochmuth halb von den Kissen und fragte mit offener Wegwerfung in Ton und Geberden: „Welches Pack erfrecht sich, ohne meine Erlaubniß hier einzudringen?“

Der Commissair trat verblüfft einen Schritt zurück.

Die Dame von Lariboissière sprach weiter: „Ich habe ein schlechtes Gedächtniß für die Gesichter der Canaille, aber das Gesicht dieses Burschen sollte ich schon gesehen haben. He! ist

Er nicht der Bediente, den mein Cousin von Bourganeuf wegjagte, weil er silberne Löffel gestohlen? Doch, was thut Das! Von der Valetaille ist Er, das zeigen Seine Airs, und das Pack stiehlt Einer wie der Andere!"

Jetzt hatte der republikanische Beamte seine Sprache wieder: „Schweig, verfluchte Cidevant!" brüllte er, „und gieb Antwort auf Das, was ich Dich frage!"

Seine Wuth stieg, als er seine Soldaten hinter sich lachen hörte, denn er war zufällig wirklich Bedienter gewesen, und die Soldaten schienen ihm einen Löffeldiebstahl wohl zuzutrauen.

„Im Namen der Republik! Bürgerin, Dein Name?"

Gervaise, die alte Kammerfrau, erhob sich und sagte mit unbeschreiblichem Hohn: „Germaine Clotilde Louise Victorie Athenais von Mailly-Rubempré, Herzogin von Brancas-Laraguais, Dame zu Boufflers, Chateau-Renard, Pardillac und Saint Colombier, erste Dame d'atour der mesdames de France, welche Gott segnen möge!"

„Bürgerin Brancas, Ihr seid verhaftet! Wo ist Eures Mannes Schwester, die Cidevant Claire Laraguais?"

„Längst in Sicherheit!"

„Man wird Mittel finden, Dich zum Sprechen zu bringen, den Stolz zu beugen!" wüthete der Commissair.

„Meint Er?" entgegnete die alte Gervaise; „unverschämter Schlingel! weiß Er nicht, daß die Mailly verwandt sind mit den Montmorency, und daß die Montmorency sich nur vor Gott und dem Henker beugen?"

„Nun, Du sollst bald Dein stolzes Haupt vor Meister Samson, dem thätigsten Beamten der einen und untheilbaren Republik, beugen!" sagte der unverschämte Commissair grimmig, und befahl den Soldaten, die vermeinte Herzogin von Brancas hinunter zu führen und sie sofort in das Specialgefängniß bei den Carmelitern abzuliefern.

Als sich die Soldaten mit ihrer Gefangenen entfernt hatten, durchsuchte der Commissair die ganze Wohnung mit seinen Gehülfen, ohne Etwas zu finden; dann aber fuhr er nach dem Quai Voltaire und stieg an einem kleinen Hause aus.

Mürrisch öffnete ihm der Portier; als er aber den Cameraden erkannte, nickte er ihm freundlich zu und sagte: „Geh' nur hinauf, Bürger Commissair, der Bürger öffentliche Ankläger hat noch einige artige Bürgerinnen zum Besuch!"

Der Commissair schien hier sehr bekannt, er tappte im Finstern eine Treppe hinauf und öffnete eine Thür. Er trat ein in das schmutzige Ge-

mach, das sehr hell erleuchtet war durch zwanzig Kerzen, die auf einem Tisch standen, der mit Flaschen und Gläsern und Resten eines luxuriösen Souper's besetzt war.

„Oho!“ zeterte eine scharfe Stimme; „Solmes, Du noch so spät?“

Die Stimme kam von einem Manne, der so häßlich war, wie der Teufel, und so viehisch zugleich aussah, daß man ihm nicht ohne Ekel in sein scheußliches Gesicht sehen konnte.

Das war der Bürger öffentliche Ankläger, Fouquier-Tinville, einer der niederträchtigsten Buben, den je die Sonne beschienen. Er saß auf einem Lehnstuhl und hielt ein todtenbleiches junges Mädchen in seinen Armen, das unter den ekelhaften Küssen dieses Scheusals wie im Fieber zitterte und bebte.

Der Commissair entkorkte, ohne zu fragen, eine Flasche und fragte trinkend: „Wer ist die Kleine, Bruder Cato?“

Cato war der Jacobinername jenes blutigen fratzenhaften Römeraffen.

„Ist eine kleine Cidevant, die mir, wie Du siehst, das Leben ihres Vaters abschmeicheln will. — Ei, willst Du Deinen Schuft von Vater retten, schöne Bürgerin, mußt Du feuriger küssen, sonst fällt sein hohler Kopf morgen unter Meister Samson's Messer!“

Er drückte das bebende Mädchen fester an sich und hielt ihr seine blattrigen Lippen hin zum Kuß, der mit Schauder und Verzweiflung gegeben wurde.

Der Commissair rieb sich vergnügt die Hände. Plötzlich hörte er hinter sich leises Weinen.

Eine junge Frau saß in einer Ecke und weinte leise.

„Was ist das?" fragte der Commissair. „Ach, das ist gut, daß ich daran denke. Bruder Regulus! versuche die schöne Bürgerin zu trösten, wenn es auch eine Cidevant ist. Es ist ein kleines Versehen mit ihr vorgegangen, aber geschehene Dinge lassen sich doch nicht ändern. Kam gestern zu mir und bat um das Leben ihres Mannes, gab mir so überzeugende Beweise von ihrer Liebe zu der einen und untheilbaren Republik und zum heiligen Berg, daß ich ihr heute Morgen einen Freibrief für ihren Mann gab. Unglücklicher Weise ist derselbe nun schon gestern guillotinirt worden. Wer Teufel kann die Namen aller der Cidevants behalten, die ich zur Rettung der Republik köpfen lasse?"

Das unglückliche, zwiefach unglückliche Weib schluchzte lauter.

Der Commissair lachte roh: „Cato, solche Gedächtnißschwächen kommen jetzt recht oft bei Dir vor, such' Dir einen andern Tröster für das verweinte ängstliche Ding, ich liebe so was nicht!"

„Das macht, Du hast keinen Geschmack, Bruder! Das ist der Hautgout des Genusses, wenn ich diese vornehmen Weiber und Mädchen vor Todesangst und Entsetzen zittern fühle in meiner Umarmung! — Nicht wahr, schöne Bürgerin? Die Ohnmacht des Entsetzens ist das Höchste des Genusses!"

Selbst dem Commissair lief's eiskalt durch die Glieder, als er den Höllenblick sah, mit dem der öffentliche Ankläger das bebende Opfer in seinen Armen betrachtete und dann seine wulstigen Lippen auf die glatte, blendendweiße Schulter drückte.

„Bruder Cato! ich wollte Dich bitten, für morgen noch eine verdammte Cidevant, die ich eben zu den Carmelitern geschickt habe, mit auf die Hinrichtungsliste zu setzen. Ich habe nie eine so schändliche alte Cidevant gesehen!"

Fouquier, mit dem Mädchen beschäftigt, sagte gleichmüthig: „Auf eine mehr oder weniger kommt's nicht an, dort liegt die Liste, schreib' ihren Namen dazu!"

Und der Commissair fand einen mit Bratensauce und Rothwein befleckten, schmutzigen Bogen auf dem Tisch; darauf standen die Namen von dreihundert und einigen dreißig Personen, die am folgenden Tage hingerichtet werden sollten.

Der Commissair schrieb den Namen der Herzogin von Brancas dazu und verließ mit einem

zufriedenen: „Schön Dank, Bruder Cato, viel Vergnügen!“ die Wohnung des öffentlichen Anklägers Fouquier-Tinville.

Zehn Stunden später fiel das graue Haupt der Dame von Lariboissière unter dem: Vive la république! der verrückten Menge.

Zwei Tage nach der Hinrichtung der getreuen Gervaise finden wir die beiden Damen und den Grafen Bussy-Rabutin in einem düstern Hinterzimmer eines alten Hôtels, das als National-Eigenthum zum Verkauf steht, während seine rechten Besitzer auf fremder Erde in der Verbannung herumirren.

Der Graf liest den „Moniteur“ und findet in der Liste der Hingerichteten den Namen der Herzogin von Brancas. Eine große Thräne fällt auf das Blatt; sie gilt der muthigen schönen Treue der Dame von Lariboissière, die sich für ihre Herrin geopfert.

Die Herzogin von Brancas war nun officiell todt in Frankreich, und der nie rastende Geist des Grafen hoffte, die Dame nun unter dem Namen der treuen Dienerin sicher über die Gränzen Frankreichs bringen zu können.

Er traf ungesäumt Anstalten dazu. Ein Paß auf Gervaise's Namen lautend war für die Herzogin und die arme Claire besorgt; denn trotz der Gespreiztheit, mit der man Römertugend heuchelte,

war in dieser scheußlichen Republik mit Geld Alles zu erlangen.

Der stolze Graf Bussy verwandelte sich in einen bescheidenen Fuhrmann, und zwei der vornehmsten Damen Frankreichs fuhr der getreue Edelmann auf einem Bund Stroh, in einem kleinen einspännigen Wagen sitzend, aus den blutigen Barrièren von Paris.

Die beiden Damen lebten wieder auf, als sie Paris im Rücken hatten, denn sie meinten nun alle Gefahr beseitigt. Graf Bussy wußte es besser. Er wußte, daß Haftbefehle gegen ihn erlassen, und sein Signalement überall verbreitet war. Er wäre in Paris sicher gewesen, wo er so viele Verbindungen hatte, außerhalb Paris war er verloren, sobald er erkannt wurde. Deßhalb fiel öfter eine Thräne auf Claire's liebe kleine Hand, wenn sie der Graf küßte; deßhalb hatte er der klugen Herzogin Rathschläge für alle Fälle ertheilt, und ihr, was er an Geld hatte, übergeben.

Tage lang fuhr man so. Der Graf wurde wirklich zuweilen erkannt, aber seinem unerschütterlichen Gleichmuth gelang es noch immer, die Gefahr zu beseitigen. Oft empfing er Warnungen von seinen Freunden, er berechnete zum Voraus jede Wegstunde, die er zurücklegen mußte.

Endlich erkannte er die Unmöglichkeit, weiter zu kommen, und er beschloß deßhalb, nicht mehr an

die eigene, sondern nur an die Rettung der edeln Damen zu denken. Erkannte man ihn zufällig, so war er verloren, und die Damen mit ihm; sie aber sollten gerettet werden. Kaum also waren sie in Lille angekommen, so schrieb er folgenden Brief an die Civilobrigkeit:

„Bürger Repräsentant!

Ich schicke Dir hier meinen Paß, damit Du siehst, daß ich die Wahrheit sage. Ich gehe zur Armee mit meiner Tochter, um meinen Mann, den Bürger Capitain Levasseur, aufzufinden. Unser Fuhrmann wurde uns unterwegs krank, und wir nahmen einen Burschen an, der uns nicht verdächtig schien, aber unterwegs bemerkten wir, daß er sehr seltsame Verbindungen hatte. Ich und meine Tochter belauschten sein Gespräch, und jetzt wissen wir, daß er ein Uebelgesinnter, ein Feind der einen und untheilbaren Republik ist; er ist Einer von Louis Capet's ehemaligen Kammerherren, kurz, es ist der gefährliche Verschwörer Graf Bussy-Rabutin. Nimm ihn gefangen, und Du wirst Dir große Verdienste um die Republik erwerben, er wohnt im Gasthaus zum Freiheitsbaum.

Da ich Dir aber einen so guten Fang bereitet, Bürger-Repräsentant, so wirst Du auch gefällig gegen mich sein. Ich bin ohne Kutscher, gieb mir einen zuverlässigen Patrioten mit, der mich zur

Armee zu meinem Manne führt. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Es lebe die Republik! Gervaise Levasseur."

Diesen Brief schickte Graf Bussy nach der Mairie, dann ging er zu den Damen und sprach ernst: „Wir müssen scheiden; vielleicht auf immer! Sagen Sie Nichts; lassen Sie Sich ruhig zum Hauptmann Levasseur führen, dessen Frau Sie vorstellen, theure Herzogin! Levasseur ist einer meiner früheren Kammerdiener; er wird Sie sicher über die Gränze bringen!"

Die Damen zerflossen in Thränen, sie wollten sich nicht trennen von dem theuren Freunde. Der Graf mußte ihnen gebieten; dann schloß er Claire herzlich in seine Arme, küßte sie mit nassen Augen und trat mit festem Schritt hinaus.

So schied Graf Bussy von seiner letzten Liebe, um für sie in den Tod zu gehen.

Eine halbe Stunde später erschien der Bürger-Repräsentant Jacquerot mit einigen andern Beamten. Sie traten an den Grafen und sagten: „Du bist der ehemalige Graf Bussy-Rabutin!" Der Graf that, als wolle er leugnen, und warf eine Brieftasche von sich, die erst recht deutlich bewies, daß er der Graf Bussy-Rabutin war. Endlich gab er sich ruhig gefangen, und wurde

sofort, von einer starken Escorte begleitet, nach Paris zurückgeführt.

Fünf Tage später, zweimal vier und zwanzig Stunden nachdem er in Paris angekommen, fiel das edle Haupt des Grafen Bussy-Rabutin unter dem Fallbeil.

Am 21. Januar war das geheiligte Haupt des Königs gefallen, am 22. Januar folgte ihm Graf Bussy; ein ächter französischer Edelmann, folgte er seinem Herrn auch in den Tod.

Durch die Fürsorge Bussy's und seines ehemaligen Kammerdieners Levasseur kamen Gervaise und Claire glücklich über die Gränze. Sie sind 1814 nach Frankreich zurückgekehrt und haben noch viele frohe Tage gesehen, aber des Grafen Bussy und der Dame von Lariboissière haben sie nimmer vergessen.

Aus dem Thale.

Eine Hallorengeschichte.

Hinter der Haupt- und Oberpfarrkirche zu Unsern Lieben Frauen, in der alten Stadt Halle an der Saale, führt eine steinerne Knietreppe mit vielen ausgetretenen Stufen und einem schlechten hölzernen Geländer nieder in das Thal.

In das Thal?

Ja, in das Thal, da die Kothen dampfen, da auf schwarzer Erde das hallische Salz in weißen Krystallisationen von selber zu Tage tritt; da, von Menschenhänden, durch Pferdekraft und neuester Zeit auch durch das unheimliche Getriebe der Dampfmaschine die Soole geschöpft wird, die schwere hallische Soole, die keines Gradirwerks bedarf, aus dem „Hakeborn," dem „Gutjahr," dem „Deutschen" und dem „Meteritz."

Wir wandern durch das Thal, an dem Deutschen vorüber, und dort treffen wir einen Burschen mit einer kleinen zierlichen Strohmütze auf dem runden Kopf, nackten Schultern und nackter Brust, von großer Gestalt und schlankem Wuchs, dessen helles Auge uns keck und kühn anblickt, und dessen Mund uns nicht ohne einen Anflug von Stolz

verräth, daß der „Deutsche" auf die Berliner Kanne Soole 16 Loth Salz giebt, und daß er an 45 Ellen tief.

Der junge Mensch mit dem riesigen Körper und den schmeidigen Bewegungen, das ist ein ächter Sproß der Kinder Belbogks und Czernebogks, vielleicht der Sproß eines vergessenen Wendenkönigs, kurz, ein ächter Hallore.

Man hat ein altes Sprichwort, halb wahr, halb falsch, wie meist alle, welches besagt, die Bevölkerung von Halle bestünde aus Hallensern, Halloren und Hallunken, und wenn man nun auch ein Hallenser ist, wie Schreiber dieser wahrhaftigen Historie, so muß man doch bekennen, daß, ganz abgesehen von den Hallunken, die Halloren so im Ganzen viel interessanter sind, als die Hallenser.

Zum alten Kruspe wollen wir, und der Bursch da, er ist sofort bereit, uns zum „Vetter" zu führen.

So kommen wir durch's Thal, und uns gegenüber, am Ausgang einer ziemlich breiten, aber kurzen Gasse, hinter einem mächtigen, prächtigen Lindenbaum, erhebt sich altergrau und ehrwürdig die thurmlose St. Moritzkirche, in der der heilige Rhabanus Maurus, ein lumen in saeculo obscuro, schlief im silbernen Sarge, bis ihn Cardinal Albertus entführte gen Mainz in seine Bischofsstadt.

Noch heut zu Tage liegt auf dem Moritzkirchhofe, dicht angebaut an das Gotteshaus, das hohe, schmale Gebäude, das dem Siedemeister, dem Halloren Kruspe, gehört, das seinen Vorvorderen gehört hat seit grauen Zeiten, und das seinen Nachkommen bleiben möge bis in's hundertste und tausendste Glied!

Es war um die Zeit, wo in der guten Stadt Halle mehr gescheuert wird, als sonst, dieweil die Herren Studenten kommen aus der Heimath mit frischen Mutterpfennigen im Sack, so sie nicht allzulange zwar, aber länger doch an sich zu behalten pflegen, als des rechtschaffenen Vaters weise Lehren. Zu solcher Zeit war's, als die beiden „Füchse" Robert Schmidt und Friedrich Müller die Thür des Siedemeisters Kruspe öffneten.

Die beiden jungen Leute treten ein in ein großes Gemach zur rechten Hand und zur ebenen Erde.

In dem Gemach sind die Dielen dick mit feinem weißen Sand so kunstreich bestreut, daß er allerlei Figuren bildet; in den tiefen Fenstern ist zu sehen in artigen Käfigen allerhand Gethier, was da fleugt zwischen Himmel und Erde, und unaufhörlich zwitschert, klingt und singt hinter den bunten Holzstäbchen, und von der Decke niederhängt ein riesiger Kronenleuchter, gebildet, kunstreich, wie's nur die Natur vermag, aus Salzkrystallisationen aller Art.

In diesem Gemach befinden sich zwei Personen, eine alte und eine junge; die alte Person aber ist der Siedemeister Kruspe, eine gar mächtige Figur, groß und straff, trotz seiner siebenzig Jahre; der Siedemeister raucht eine kurze Pfeife und hat eine breitstreifige, kalmankene Schoßweste an mit großen, massiv silbernen Knöpfen. Kruspe mit seinen klaren blauen Augen schaut den Eintretenden aufmerksam in's Gesicht und mustert sie vom Scheitel bis zur Sohle. Die junge Person aber ist Rieckchen Kruspe, die ist erst letzte Ostern „verconfirmirt" worden, aber schon ein recht schmuckes Dirnlein, und hat blaue Augen, wie ihr Vater, und ist groß wie Er, schlank wie Er, nur Alles viel hübscher, und weil die Mutter todt, führt sie ihrem Vater die Wirthschaft, was wohl Was zu bedeuten hat, wenn man kaum funfzehnjährig ist, wie Rieckchen.

„Habe ich die Ehre, Herrn Kruspe zu sprechen?" nahm Herr Robert Schmidt nach einigen, wenn auch sehr höflichen, so doch sehr schüchternen und etwas ungelenken Complimenten das Wort, während Freund Friedrich Müller, steif und stumm, wie ein Oelgötze, an der Thür stehen blieb.

„Ich bin der Siedemeister Kruspe!" entgegnete der Hallore mit tiefer, tönender Stimme, dem jungen Menschen näher tretend, „was steht dem Herrn zu Diensten?"

Die Frage war nun wohl ganz einfach, der gute Robert Schmidt aber sah bald an dem riesenhaften alten Halloren hinauf, bald hinüber zu Rieckchen, die stehen geblieben war und mit großen neugierigen Augen die beiden angehenden Musensöhne anstarrte.

„Das ist meine Tochter!“ sagte der Hallore, die Verlegenheit gewahrend, mit halbem Lächeln.

„Mein Vater schickt mich,“ begann der Student endlich, „ich soll hier Theologie studiren und mit meinem Freunde bei Ihnen wohnen, wenn Sie noch eine Stube haben, weil mein Vater auch bei Ihnen gewohnt hat, als er hier studirte!“

Es zog ein unschuldig frohes Lächeln über die Züge des alten Salzwirkers. Treuherzig streckte er dem Studenten die breite Hand hin und sagte: „Na, Gott willkommen, viel tausend Mal! Also Du bist Student! na, sag mal, wie heißt denn Dein Vater, der bei mir gewohnt hat?“

Die älteren Halloren nennen sich mit den Studenten noch immer Du, in neuerer Zeit verliert sich der alte Brauch.

„Mein Vater,“ antwortete der Student, die Hand des Halloren drückend, „ist der Pastor Schmidt von Wesperstädt!“

„Schmidt? Alle Wetter, mein Junge! Schmidt, dritter Chargirter bei den Pommern? Gott willkommen tausend Mal, mein Junge! Dein Vater

war ein rechter Kerl, und Du wirst auch Einer werden, und das sagt der alte Kruspe, und der hat's Deinem Vater vor zwanzig Jahren und mehr auch gesagt, und es ist eingetroffen, und bei Dir soll's auch eintreffen. Rieke, mach' schnell, die grüne Stube, da hat sein Vater gewohnt vor zwanzig Jahren, und da soll er auch wohnen. Mein Junge! Du findest da noch das Pult, an dem Dein Vater geschrieben, und das Bett, in dem er geschlafen, und den Ofen, an dem er sich gewärmt, und in der zweiten Fensterscheibe im dritten Fenster vom Pult steht noch sein Name, den er dort mit einem Feuerstein eingekratzt!"

Riekchen verschwand wie ein Wirbelwind während der Rede ihres Vaters.

Schmidt freute sich sehr, daß er die Stube seines Vaters erhalten. „Und wer ist Der?" fragte der alte Kruspe jetzt, auf Herrn Ferdinand Müller deutend.

„Ach so!" meinte Schmidt, dessen Verlegenheit schnell geschwunden, „das ist mein Freund Müller, der mit mir zusammen wohnt!"

„Müller?" rief der Siedemeister, „doch nicht der Sohn von dem Pommernsenior Müller, der bei Knauth's drüben wohnte? dem ein Sachse mit einem Nachhiebe den Mund aufgeschlitzt hatten, und von dem sie nachher immer sangen:

Müller mit dem weiten Maule, sum! sum! sum!
Reitet auf dem steifen Gaule, sum! sum! sum!
Und er wird ein Genius,
Weil man Einen haben muß
Auf die neue Mode!

„Gerade der bin ich!" entgegnete Fuchs Müller, nicht ohne Stolz vortretend, „Vater hat noch immer die Narbe, und hat mir das Lied oft genug vorgesungen!"

„Na, da sei Du mir auch viel tausend Mal willkommen, Sohn Deines Alten! schmunzelte der Siedemeister; „Knauth, bei dem Dein Vater wohnte, ist todt, und Du sollst bei mir wohnen mit Schmidten zusammen in der grünen Stube, und es soll Euch schon gefallen bei mir, und der alte Kruspe hat seine Miethspreise nicht geändert, zwanzig Thaler mit Aufwartung die grüne Stube, und die Portion Kaffee neun Pfennige, Alles, wie sonst, Alles, wie's Eure Alten gehabt haben!"

So empfing der Siedemeister Kruspe die Füchse, und so bezogen sie die grüne Stube, auf der ihre „Alten" gehauset, zwanzig bis dreißig Jahre früher.

Müller wohnte nur ein Semester mit Schmidt zusammen, dann zog er aus. Der wilde Bursche paßte nicht zu dem stillen, träumerischen Schmidt,

der weder erster, noch zweiter, noch dritter Chargirter wurde, wie sein „Alter," sondern arbeitete und in die Collegia ging, und auf der Bibliothek mit dem alten Geheimrath mehr verkehrte, als mit dem Meister Urban auf dem Fechtboden. Schmidt blieb in der grünen Stube wohnen, ein Jahr, zwei Jahr, drei Jahr. Sein Vater starb. Er gab Unterricht auf dem Waisenhause, aber er blieb immer in der grünen Stube wohnen und bezahlte regelmäßig seine Miethe, worauf der alte Kruspe sehr hielt, denn Ordnung regiert die Welt.

Man weiß nun nicht recht, ob schon früher der Herr Schmidt und Rieckchen Kruspe sich gern gesehen, aber das steht fest, daß Herr Schmidt einige Tage nach seinem glücklich bestandenen Candidaten-Examen zu seiner verheiratheten Schwester gesagt hat, Rieckchen Kruspe, die Tochter seines alten Wirths, sei ein sehr liebes, sehr frommes und sehr hübsches Mädchen.

Dem mag nun sein, wie ihm wolle, kurz, das heilige Pfingstfest kam heran, und der Herr Candidat Schmidt, der am Pfingstsonntage für seinen ehrwürdigen Freund, den Pastor in Holleben, gepredigt hatte, freute sich mit seinem alten Wirth auf das uralte Fest der Salzwirker-Brüderschaft im Thale zu Halle, auf das berühmte Hallorenfest.

Dieses Fest wurde sonst alljährlich zu Pfingsten gefeiert, dieweil es aber einen ziemlichen Aufwand

erfordert, und die Halloren sich sehen lassen müssen bei dieser Feier, so hat man beschlossen, es nur alle zwei Jahre in altherkömmlicher Weise zu begehen. Es giebt freilich auch eine andere Version, die indeß allzu wenig verbürgt ist, als daß derselbigen so ohne Weiteres Glauben beizumessen, obwohl Mancherlei für dieselbe spricht. Es steht nämlich fest, daß das Königliche Amt Giebichenstein alljährlich zu Pfingsten eine nicht kleine Quantität Amtsbier an die Salzwirker-Brüderschaft zu liefern hat, nun soll dieses Bier bei den Hallorenfesten nimmer zugereicht haben für die durstigen Söhne des Thales, und behaupten Etliche mit ziemlicher Sicherheit, die Halloren feierten ihr Fest nunmehr alle zwei Jahre, um an der doppelten Quantität Giebichensteinschen Festbiers Genüge zu haben für durstige Seelen und Kehlen.

Also das Hallorenfest war gekommen, und es grünten und blühten die Bäume und Sträucher, wie schon seit alter Zeit zu Pfingsten, und an Sonnegold war kein Mangel am ersten Feiertag in der guten Stadt Halle. Früh um sechs Uhr schon erschienen die Trommelschläger der Salzwirker-Brüderschaft in bunten alterthümlichen Röcken, kurzen Beinkleidern und Schnallenschuhen und rasselten an allen Ecken im Thale und auf dem Altenmarkte gar gewaltig auf den Kalbfellen der riesenhaften Schwedentrommel, den Beginn

des Festes zu künden. Und um 9 Uhr aber sammelten sie sich mit Macht auf dem Moritzkirchhof vor dem Hause des alten Kruspe, der der Aelteste war der Brüderschaft. Da waren denn die alten Seelen bei einander, wieder einmal, große kräftige Menschen, gesund und stattlich, hartgesotten, wie ihre Soole, und alt geworden beim Salzsieden, beim Lerchenstrich und beim Schwimmen in dem geliebten Saalstrom.

Denn die Halloren sind allzumal Meister in der edlen Schwimmkunst von Jugend auf, und im Lerchenfang unübertrefflich von uralten Zeiten her, und reden die Feinschmecker mit Enthusiasmus von „Leipziger Lerchen," so verzieht der Hallore spöttisch sein breites Angesicht, denn er hat sie alle gefangen, die „Verschick-Lerchen, die Speise-Lerchen und die Eß-Lerchen," und ist Leipzig nur der alte Handelsplatz seiner Jagdbeute.

Vor Kruspe's Hause versammeln sich die Halloren, die Dreimaster auf dem Haupt, die rothen, blauen und grünen Röcke zur Schau tragend und die großen silbernen Westenknöpfe und die seidenen Strümpfe und die Paradedegen, denn also ist die Ehrenkleidung der altangesehenen Corporation.

Ein weißes Pferd wird vorgeführt.

Beim Regierungsantritt eines jeden Landesherrn empfangen die Halloren von demselben ein weißes Pferd, eine Fahne mit dessen Namenszug und

einen silbernen Becher. Dafür aber bringen sie ihm auch alljährlich zu Neujahr eine „Gabe" Salz, in der kochenden Soole hart gesottene und bunt bemalte Eier und andere Proben ihrer Industrie mit einem Gratulations-Gedicht auf sein Königliches Schloß nach Berlin.

Ein weißes Pferd wird vorgeführt, und auf dieses Königliche Roß hebt man den alten Kruspe, köstlich angethan mit einem veilchenblauen Rock, weißen Atlasschuhen, Hut und Degen. Musik geht vor ihm her, den Festzug eröffnend, und ihm folgen seine Altersgenossen, alte, stattliche Knaben, als Fahnenjunker mit all den flatternden Panieren, so ihnen verliehen durch die Königlichen Landesherren. Was thut's, daß von den Fahnen so manche nur noch in Fetzen um die gekrönte Stange fliegen? Je älter die Fahne, mit desto größerem Stolz wird sie getragen, und der Träger der Fahne vom großen Friedrich hat sich stets besonderer Aufmerksamkeit zu erfreuen. In ernstem Zuge folgen den Fahnenträgern die übrigen Brüder im Festgewand, die Alten voran, die Jungen danach, und so bewegt sich der Zug der Halloren, umwogt von dem lustigen Getümmel der, namentlich jüngeren, Hallenser, durch das Thal. Bei den Salzquellen aber wird angehalten und eine Rede hergesagt, und der älteste Fahnenjunker schwenkt sein Panier auf allerlei künstliche Weise,

und endlich, zum namenlosesten Jubel der Jugend, auch unter den Beinen durch, was in der That kein leichtes Stück sein mag!

Alsdann aber geht's in rascherem Zuge nach dem Dreikönigs-Gasthof oder nach dem goldenen Pflug am Altmarkt, und da werden die Fahnen ausgesteckt aus den bekränzten Fenstern, und Musik schmettert ihren Tusch hinaus auf die Gasse. Im goldnen Pflug aber drinnen, da erscheint unter den lustigen Wendensöhnen ihr höchstes Oberhaupt, der Salzgraf oder Salzgräfe, den ihnen des Königs Majestät setzt, und andere Mitglieder des Königlichen Ober-Bergamtes und auch der Diakonus zu St. Moritz, der als Hallorenpastor in nächster Verbindung mit den Bewohnern des Thales steht, die, meist der gottesfürchtigen Sitte der Väter treu geblieben, viel auf ihre Kirche halten, fleißig zum heiligen Abendmahl gehen und nicht gern den sonntäglichen Gottesdienst versäumen.

Im goldenen Pflug kommen nun auch die mächtigen Silberbecher zum Vorschein, die sonst aufbewahrt werden bei den Königsfahnen in der alten Sakristei der St. Moritzkirche, und aus diesen Bechern wird der Ehrentrunk gethan und sonst manch guter Zug noch in den heitern Tagen des Hallorenfestes.

Mehr noch aber als Silberbecher sieht man bei dem Fest mächtige hölzerne Kannen, Schleifkannen

geheißen, vermuthlich, weil man selbige nur schleifen, aber nicht tragen kann, wenn sie, mit Giebichensteiner Festbier gefüllt, beim Schmause und beim Tanze paradiren; denn tanzen, das ist nun wohl mit die Hauptsache. — Da machen sich die Platzknechte mal wichtig mit ihren gepufften Jacken, ihren wehenden Bändern, und vor Allem die Kranzjungfern, die gebietenden Königinnen und Anführerinnen des Balles, deren alterthümlicher Haarputz so seltsam ist, daß die Haare schon tagelang vorher mit Eiweiß zusammengekleistert werden müssen.

Doch genug von dem Feste. Am Abend des dritten Tages wird es mit einem alterthümlichen Ringeltanz auf dem Moritzkirchhofe geschlossen, und das ist geschehen.

Die Kranzjungfer Riekchen Kruspe geht nach dem Hause ihres Vaters, da findet sie unter der kleinen dichten Vorlaube von Teufelszwirn den Herrn Candidaten Schmidt, der die Jungfer wohl hat kommen sehen über den Platz trotz der halben Dämmerung, und der sich eben gesagt hat, ganz still und heimlich, daß ihm das Riekchen doch noch nie so wunderschön vorgekommen sei, als gerade heute Abend in dem alterthümlichen Festkleid.

„Guten Abend, Herr Candidat!" sprach Riekchen freundlich, und bot dem geistlichen Herrn ihre Hand.

„Guten Abend, Rieckchen! es steht Ihnen gut,“ antwortete der Candidat nach einigem Zögern.

„O ja, es steht mir gut!“ sagte das Mädchen einfach, „aber es thut mir weh. Denken Sie nur die zusammengeklebten Haare, mir thut der Kopf wirklich recht weh!“

„Aber, sagen Sie mir, liebes Rieckchen, warum tragen Sie denn das Haar so, wenn es Ihnen Schmerzen verursacht?“

„Hoffahrt will Zwang leiden!“ versetzte das Mädchen lächelnd und leicht, und eilte in das Haus.

Der Candidat legte seinen Zeigefinger nachdenklich an die Nase und machte ein Gesicht, als hätte die Rieckchen wunder's was Gescheutes gesagt, dann drehte er sich auf dem Absatz herum, kicherte vor sich hin und sagte leise: Nun, ich muß doch einmal eine Pfarre bekommen!

Es war ein seltsamer Mensch, dieser Schmidt.

„Ja!“ begann er lauter, sein Auge schwärmerisch auf den lillablühenden Teufelszwirn richtend; „ich bekomme doch eine Pfarre, und dann —“

„Dann haben Sie eine, Herr Candidat!“ — lachte der alte Kruspe, der so eben unter die Laube trat, und schlug in froher Laune den Träumer auf die Schultern.

Der alte Kruspe war mächtig guter Laune heut Abend, und so zog er den guten Schmidt, den er nicht mehr „Du“ nannte, seitdem er ihn auf der

Kanzel im Talar gesehen, mit sich in seine Stube, wo die vielen Vögel waren, und nöthigte ihn auf den alten lederbeschlagenen Großvaterstuhl, der mit seinen bequemen Armlehnen, Rückenlehnen und Backen gar keine Aehnlichkeit mit den elenden Marterböcken hatte, die man heut zu Tage, vermuthlich aus Persiflage, Stühle nennt. Und als sich's der Alte bequem gemacht mit seinem Gaste, da mußte Riekchen ein Viertelchen von dem alten Hamburger Tabak langen, Rothsiegel, und aus dem Kellerschrank die verstaubte, weitbauchige Flasche, die nicht alle Tage an's Sonnenlicht kam. Kruspe schenkte ein, und als Schmidt den ersten Schluck genommen von dem alten, ächten, reinen Nordhäuser, sagte er, wie er alle Mal zu thun pflegte, wenn ihm Kruspe ein solches Glas präsentirte, er schmecke weit besser, als Madeira. Dieses Compliment hörte Kruspe für sein Leben gern.

Der Alte war heute gewaltig guter Laune und erzählte dem Herrn Candidaten, der die schwere Kunst des Hörens im hohen Grade besaß, allerhand seltsame Historien, während Riekchen längst auf ihr Kämmerlein geschlichen war und die Leiden und Freuden der dreitägigen Kranzjungferschaft verschlief.

„Ja, Herr Candidate!" erzählte Kruspe mit ernstem Angesicht und fast flüsternder Stimme, „es ist lange, lange her, aber drum doch wahr, diese alte Stadt haben meine Urgroßväter gebaut,

und sind hier große Fürsten gewesen, obwohl blinde Heiden, und sie haben dieser Stadt den schönen Namen Dobrebora gegeben, aus welchem nachgehends Halle geworden ist, weiß Keiner, wie's zugegangen. Das ist lange her; und sind die Kruspe nachgehends auch keine Fürsten mehr gewesen über ihren Stamm, so sind's doch immer mit die Anführer gewesen der Salzwirkerbrüder in den langen blutigen Fehden, die wegen des lieben Salzes gefochten wurden mit denen vom Adel in der Umgegend, mit denen von Hagedorn, von Grashoff, von Dieskau. Sie sind Alle verschollen, vergessen und untergegangen; aber die Kruspe, die floriren noch, und hab' ich auch nur ein einzig Kind, so haben der Wilhelm und der Traugott doch, meine Gebrüder, eilf Söhne und siebenundzwanzig Enkel, die schon einen Bart tragen. Die Zeiten vergingen, und die Geschlechter wechselten, aber die Kruspe blieben. Die Kruspe waren voran mit den Tellern, den Knauthen, den Lutzen, den Froschen und all' den alten Sippschaften in den Fehden dieser guten Stadt mit den Erzbischöfen von Magdeburg, die unser Salz haben wollten ohne den Gültpfennig, und die uns in schlechten Hellern die gute Arbeit bezahlten. Ja! es war ein Kruspe, der 1412 mit dem Stadthauptmann Henning Strobart den uns vom Erzbischof gesetzten Salzgräfen und Falschmünzer

Hans von Hedersleben fing, den nachgehends Ein Edler Rath auf offenem Markte als einen falschen Münzer lebendig in siedendem Oel kochen ließ. Die Kruspe hatten die Zeiten des blinden Heidenthums gesehen; sie haben dann gelebt in den katholischen Zeiten, und Kruspe's sind dabei gewesen, als Doctor Luther die Stadt und das Thal protestantisch machte. Ein Kruspe stand bei der Deputation, die dem Schwedenkönig entgegen ging nach der Breitenfelder Action und hat's mit angehört, als der Gustavus Adolphus Rex, ein sehr dicker Herr, gesagt: „Ihr von Halle, die Worte sind gut, aber der Teufel traue!" Das steht nirgend geschrieben, aber die Kruspe's haben's gesagt und erzählt, und so ist es treulich vererbt von Vater auf Sohn, bis auf mich. Meine Väter aber sind nachgehends immer gut schwedisch gewesen, wie's denn auch ein Teller gewesen, auch eine achtbare Sippschaft, dem der Schwedenkönig, da er einritt durch's Hamsterthor, seinen sammtnen Hut gegeben mit gelb und blauer Feder, für eine Strohmütze voll reifer Trauben; ja! und in dem Thale hier, da hat die Schlacht oft laut genug gebrüllt, und manch rothes Blut ist getropft auf die Salzerde, als die Kaiserlichen dem schwedischen Kriegsobristen Wanken, dem sie freien Abzug aus der Moritzburg droben versprochen hatten, die Capitulation nicht halten

wollten, und die lustigen Jungen aus dem Thal die Schlechtigkeit nicht wollten gelten lassen, und den Wanken mit Gewalt befreiten. Und über die Saale, den guten Strom, brachten wir anno 1638 heimlich schwedische Truppen in die Stadt gegen die Kaiserlichen Völker, und meine Väter waren voran, als sich die Söhne des Thales an ihren Salzbrunnen verschanzten und sich verzweifelt wehrten, bis die Kaiserlichen schweres Geschütz auffahren ließen und sie zwangen, hinter die Saale zu retiriren. Und ich selbsten, ich habe dem alten Fritz geschworen und ihn auch gesehen auf seinem großen Schimmel und mit seinem großen Auge, und dem dicken Wilhelm habe ich geschworen, war ein gar stattlicher Herr, und dem hochseligen Herrn habe ich geschworen, und hat derselbe mit mir manches liebe Mal gar gnädig gesprochen, wenn ich zu Neujahr auf Deputation mit war im Schlosse zu Berlin, und anno 5, da Se. Majestät mit der Königin Luise hier waren, da habe ich das Fischerstechen eingerichtet am Giebichenstein. Gott hab' die hohe Frau selig! Dann kam die Franzosenzeit. — Dem Jerome, oder, wie wir ihn nannten, dem Kehrum, aber hab' ich nicht geschworen; und hat er uns auch ein schönes Pferd geschickt und eine neue Fahne und einen Becher, ganz, als wäre er ein ordentlicher König, so habe ich ihn doch nie leiden

mögen, und kein Hallore hat sich um ihn gekümmert. Wir sind kein Volk mehr, und die Kruspe keine Könige, darum sind wir Preußisch, und wollen wir Preußisch bleiben bis an der Welt Ende. Ja! und nun hab' ich's noch erlebt, daß ich Sr. Majestät Friedrich Wilhelm dem Vierten, meinem Allergnädigsten Herrn, geschworen habe, und nun ist's genug. Gott verleihe ihm ein langes Leben, daß meine alten Augen seinen Nachfolger nicht mehr sehen! Die Kruspe werden nicht aussterben! Ich hab' nur ein Kind, aber das soll dermaleinst einen von den Vettern haben. Hallorenkind, Hallorenfrau!"

Candidat Schmidt hatte dem Alten eifrig zugehört; aber der Alte hatte nicht gemerkt, daß sein Zuhörer todtenblaß geworden war bei den letzten Worten seiner Erzählung, und daß er gegen Mitternacht gar kleinlaut von ihm gute Nacht genommen. —

Und wieder war ein Jahr in's Land gegangen, und Pfingsten, das liebliche Fest, gekommen. Aber, obgleich heuer kein Hallorenfest war, so sah's doch sehr festlich aus im Hause des alten Kruspe; denn der Candidat Schmidt war Pastor geworden in einem Dörflein eine Stunde von Halle, und der alte Siedemeister feierte dieses Fest seinem langjährigen Freunde und Hausgenossen zu Ehren.

Unter den Gästen des Siedemeisters war der lustigste heut der ehemalige Stubenbursche Schmidt's,

Herr Friedrich Müller; er war immer noch Student, hatte es aber in seinem zwölften Semester glücklich zum Pommer-Senior gebracht. Er hatte zehn Narben im Gesicht, und höchstens zehnmal an's Examen gedacht. Heute nahm er einen Ehrenplatz ein an des Siedemeisters Tafel, und trank entsetzlich viel Wein dazu.

Pastor Schmidt hatte ein ganz würdiges Ansehen, und war auch die Aengstlichkeit, die in seinem Wesen lag, nicht ganz geschwunden, und hatte sein gutes Gesicht immer noch jenen Ausdruck der Kindlichkeit, den man an Portraits alter Zeiten oft, an Menschen neuer Zeit so selten bemerkt, so war doch seine ganze Persönlichkeit gehoben durch das Bewußtsein seiner Würde und verschönert durch die Freude des Tages.

Als nach Tisch sich die jüngeren Glieder des Stammes Kruspe etwas verlaufen hatten, rückte Pastor Schmidt näher an den Sprossen der alten Wendenkönige und begann halblaut: „Lieber Kruspe! Sie wissen doch, daß der Bonaparte der Sohn eines Advocaten in Corsica war?“

„Ja, sie sagen's!“ versetzte Kruspe gleichmüthig.

„Sie wissen doch,“ fuhr Schmidt fort, „daß der Herzog von Leuchtenberg der Enkel eines Herrn von Beauharnais ist, der zwar von gutem alten Adel, aber doch nur ein kleiner Edelmann war!“

„Ne, das weiß ich nicht, Herr Pastor!“ meinte der Alte verwundert; „das geht mich auch Nichts an!“

„Oh, bitte, das geht Sie sehr viel an, lieber Kruspe!“

„Das ginge mich Was an? Was denn, Herr Pastor?“ meinte der Alte neugierig.

„Dieweil,“ fuhr nun Pastor Schmidt sehr ernsthaft fort, „der Eine die Tochter Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, der Andere aber die Tochter Sr. Majestät des Kaisers von Rußland geheirathet hat.“

„Und das ginge mich Was an? Sie scherzen, Herr Pastor! Ich habe meinen König von Preußen, und scheere mich Nichts um die fremden Potentaten!“

„Und doch, lieber Kruspe!“ begann Schmidt wieder, „geht Sie es an; denn ich will es machen wie der Bonaparte!“

„Herr Pastor!“ entgegnete Kruspe zögernd und ihn seltsam anblickend, „Sie wollen es machen, wie der Bonaparte, wie? Sie wollen die Tochter des Kaisers von Oesterreich heirathen?“

„Oh nein, lieber Kruspe! Das nicht; auch haben des gegenwärtigen Kaisers von Oesterreich Majestät annoch keine Töchter!“

„Nun denn?“

„Ich begehre Ihre Tochter Friederike zu einer rechten christlichen Ehegattin, lieber Kruspe!“ sagte endlich der Pastor ganz leise.

„Sie wollen Riekchen zur Frau?“ platzte der Alte laut 'raus und wollte lachen. Plötzlich wurde er sehr ernst und sagte trocken: „Herr Pastor! solche Späße gefallen dem alten Kruspe schlecht. Sie machen Spaß; denn wozu sonst der Kram von Bonaparten und den fremden Potentaten?“

„O, nein, lieber Kruspe!“ begütigte Schmidt, „ich dachte nur, weil Sie der Abkömmling eines alten Königsgeschlechts wären, müßte ich Ihnen exempla, das ist Beispiele, geben!“

„Ach, das ist's!“ nickte Kruspe sinnend; „ja, ja, 's ist wahr, ich lasse sie nicht gern aus dem Stamme heirathen, das thut nicht gut; aber, Herr Pastor! ich kann mir keinen bessern Schwiegersohn wünschen, als Sie sind, und es ist doch einmal ein begrabenes und vergessenes Ding mit der Prinzessinschaft meiner Tochter. — Wohlan denn, Herr Sohn! machen Sie mein Kind glücklich, und sprechen wir nicht mehr von den begrabenen Wendenkönigen, meinen Vätern, sondern von Friederiken, meiner Tochter! Lassen wir die Wendenfürsten schlafen in ihren Gräbern. Aber Gott segne den König Friedrich Wilhelm den Vierten, unsern Herrn!“

Schnellpressendruck von C. Baensch jun. in Magdeburg.

Hesekiel, George,

Zwischen Hof und Garten Geschichten und Novellen

Bd.: 1

Magdeburg 1854